

# RUHRSTAHL

## Werkzeitschrift



WERKE: WITTEN, HATTINGEN, GELSENKIRCHEN, DÜSSELDORF-OBERKASSEL, ANNEN, BRACKWEDE  
14. Jahrgang 23. Juni 1939 Nummer 13

Blick  
vom Kasselberg aus  
nach Süden in das  
Felderbachtal  
bei Nierenhof



Aufn.: S. Liebetrau

### *Abend im Sommer*

*Kein schöner Land in dieser Zeit  
als wie das unsre weit und breit,  
wo wir uns finden wohl unter Linden zur Abendzeit.*

*Daß wir uns hier in diesem Tal  
noch treffen so viel hundertmal,  
Gott mag es schenken, Gott mag es lenken, er hat die Gnad.*

*Niederrhein, um 1838.*



## Holunderblüte am Hüttenzaun (Henrichshütte)

Aufn.: Liebetrau

### Inhalt:

Sommertag im Hofgarten zu Düsseldorf

Lumpen-Fernand

Amerika wie ich es sah! (Fortsetzung)

Streifzüge durch die Ostkarpaten während des  
Weltkrieges (Fortsetzung)

Im Lande der Mitternachtssonne

Aus dem „Vordtagebuch“ eines Finn-  
landfahrers

Männergesangsverein Stahlwerk Krieger:

„Fahrt ins Blaue“

Hilfskreuzer „Wolf“ fünfzehn Monate auf  
Kaperfahrt (Fortsetzung)

Zwei Besichtigungen auf der Henrichshütte

Der Riese rollt!

Die Verletzung eines Winderhitzers in  
der Henrichshütte

Unfallverhütung

„Spürnase“

Sport in unseren Werken

Der Garten

Die Ecke des Schachspielers

Kleine Mitteilungen

Sommerfreuden — Wasserfreuden

Sommertag  
im  
Hofgarten  
zu  
Düsseldorf



Blick über den Weiher zur Fontäne des „Grünen Tungen“



Erinnerungsbüste an Königin Stephanie von Portugal,  
„Freundin der Armen“

Du kühler, gastlicher Garten einer großen Stadt! Wenn man den Tiergarten in Berlin, den Jardin Luxembourg in Paris oder den Hyde-park in London gesehen hat, nennt man dich ruhig mit diesen in einem Atemzuge — denn für den, der dich kennt und liebt, bist du so schön wie sie! Wie sie bist du erfüllt und umbrantet von den Geräuschen des Lebens. Du kennst die Sonne, den Schatten, das Wasser, das



Das Corneliusdenkmal



Der Triton auf der Königsallee

Schluchzen der Nachtigall in warmen Nächten, das alte, ewig neue Glück liebender Menschen und das Lachen und Jauchzen unserer Kinder! Du bist nicht „die Lunge“ der schönen Stadt, der du angehörst, denn sie liegt ja schon hingegossen in die weite, lustige Ebene des Niederrheins: du bist nur der erste Garten einer Gartenstadt, der erste seinem Range, seiner Geschichte, seiner Schönheit nach, der erste, wenn es heißt, das Loblied eines Parkes zu singen, der zum Freund und Vertrauten der großen und kleinen Menschenkinder geworden ist.

Auf dich, als das grüne Herz der Stadt, zielt die 800 Meter lange Königsallee, die „Kö“, wie sie so vertraulich nur der benennen kann, der schon seit Jahren über sie promenierte — in den Abendstunden unter großblättrigen Kastanienbäumen und dann die schweren Stunden des Tages vergift, so daß er mit einem leichten, rheinischen Herzen schlafen geht. —

Dort, wo die Königsallee am Ende des Stadtgrabens dir, unserem Garten, die Hände reicht, schleudert der Triton den Speer und ladet Altmeister Cornelius auf hohem Sockel seine Besucher ein. 1937 trat Cornelius einige Schritte zurück, und eine wunderbare Rasenfläche entstand, die den hellen, machtvollen Bau des Parkhotels ganz deinen und unseren Blicken freigab. Und jetzt treten wir in den Schatten deiner stolzen Bäume, alter Hofgarten du! Ja, alt bist du, denn deine 7,4 Hektar wurden als großer, sogenannter fiskalischer Hofgarten 1769 im Auftrage von Kurfürst Carl Theodor von Nikolaus von Pigage, dem Schöpfer auch des Benrather Rokoko Schlosses und Parkes, ge-

staltet, während dein 25 Hektar großer westlicher Teil im Anfang des 19. Jahrhunderts nach den Plänen von Maximilian Friedrich Weyhe entstand. Durch den Frieden von Luneville fielen im Jahre 1801 die Fesseln der Befestigungswerke von Düsseldorf. Der großzügige Stadtplaner von Bagedes und der geniale Gartenkünstler Weyhe schenkten dich der Stadt, und du bist bis heute in vollem Umfange erhalten geblieben. —

Viele Maler und Poeten sahen dich, schöner Hofgarten, vornehmlich in der warmen, guten Sommerzeit, und mehr als einer schrieb schon, oder dachte es zumindest, wenn er im Schatten deiner Bäume saß und die Sonne lustige Bilder auf die Wege und den Rasen warf: „Der Hofgarten ist Düsseldorfs jubelndes Entzücken.“

Aber nicht nur Künstler und Poeten werden sinnend vor dem Frauenkopf auf schlanker Säule gestanden und andächtig gelesen haben: „Zum Andenken an Stephanie, Königin von Portugal, Prinzessin von Hohenzollern, Freundin der Armen“, und nicht nur unsere Kinder werden nimmersatt die ganze Herrlichkeit des Märchenbrunnens von Blondat betrachtet haben, der an ihnen und somit für dich, Hofgarten, sein ganzes Künstlerherz verschwendet

hat — die Brunnenkinder, das stille Märchen in einer lauten Stadt. —

Über der klaren Wasserfläche, die ernste Schwäne geruhig durchgleiten, steht in der Ferne die Fontäne des „Grünen Jungen“. Ich kann mir vorstellen, daß du ohne ihn, alter, guter Hofgarten, nicht mehr der „alte“ bist, und auch die „Seufzerallee“, eine einzige, tiefbeschattete Naturhalle, wirst du nie entbehren können — und viele Menschenkinder können sie nicht entbehren und hängen mit Erinnerungen schwer an ihr. Zum



Am Rättinger Tor

Schloß Jägerhof strebt sie hin, das an schönen Sommerabenden angestrahlt im alten Glanze liegt.

Wer möchte es dir verargen, wenn du die kleine, künstliche Erhebung mit dem Schloßchen, wo man unter lustigen, bunten Schirmen Kaffee trinkt, „Ananasberg“ nennt, oder den Hügel, von dem aus Napoleon die Stadt betrachtet haben soll, „Napoleonsberg“? Wir verstehen deine zärtliche Übertreibung, denn viel schöner kann es auf einem Riesenberge, den man mit viel Mühe ersteigt, auch nicht sein — zehn Schritte, und die



Der Ananasberg



Der Märchenbrunnen

„Hofgartenberge“ schenken einen „Riesenberg“ an Ruhe, Glück, Sonnenschein und Schatten.

Sommer im Hofgarten! Das ganze Füllhorn seiner Schönheit gießt er weit aus gen Westen zum Rheine hin, wo wasser- und sonnenhungrige Menschen ihren Garten begrüßen und die Türme von Oberkassel und die der Stadt sich über ihn hinweg die Hände reichen.

Theodor Bledmann

Aufn. (5): Bledmann, (2): E. Fleckner

## Lumpen-Fernand

Da Ruötter Bolt'n Ferdinand,  
Dä nahm sien' Krüddmann anne  
Hand,  
Un gong dann fiespäil Stun'n lang,  
Te Faute no de Wiendahlsbank.  
Mien Ferdinand, dä waß noch mei,  
Te Hus do wör'n se grad im Hei,  
Hä kräich dän ganzen Dag kän  
Schlop,  
Van fräu bis late, waß hä op.  
Un stets wann hä vam Pütte kam,  
Hä knapp tom Fäten Tied sit nahm.  
Hä waß im Schacht in Reperatur,  
Van owens tie'n, bis muorn's säß  
Uhr.  
Wann hä vam Schicht no Huse leip,

Hä blaus mä op dän Krüddstod schleip.  
Un Fernand kam no Hus äin'n  
Muorgen,  
Dän Kopp voll Arbeit un voll  
Suorgen,  
Dä Augen ha hä noch ganz tau,  
Un krank im Berre lag de Frau.  
Sien Schwägermoh waß fräu op-  
stohn,  
Un ha äm Merappelschlem' gebrohn.  
Dä Diädel gong nit bis am Rand,  
Dä Schwägermoh nahm met Ver-  
stand,  
En Schüttelplangen wuoll ganz  
gau,  
Un mohf dä Eden domet tau.

Un wo se gar wör'n, brun un frisch,  
Stall't sä se op dän Koüddendisch,  
Dän Diädel nahm sä dann devan,  
Domet de Schwahm astrecken konn.  
Mien Fernand, dä saht sit debi,  
Hä aht mohf eiz en Rapp vull Brie,  
Dann gong hä anne Panne ran,  
So hännig at en'n iätten kann,  
Stahf met dä Gaffel, weil hä schleip,  
Mol äinmol hauch, mol äinmol deip.  
Sien Schwägermoh dä olle Frau,  
Dä saht im Stall un molf de Rauh.  
Met äinmol höht sä jon Radau,  
Af göng do üms die Struotte tau.  
Sä stallt dän Emmer inne Ecke  
Un leip ganz ielig inne Ruöcke.

Doch wat sä soh, waß nitt tom  
Lachen,  
Wat ha mie'n Fernand do im  
Rachen?  
Hä lag wuoll lang wäch op de Bank,  
Im Halse stahf dä Schüttelplang.  
Sä sprung debi, mä kannt nit  
wietten,  
Vielleicht kann ek ne doch noch retten,  
Un trock iäm dan wuoll ute Schnut,  
Met vulle Wucht dat Dauf herut.  
Un Fernand, noch dä Augen tau,  
Hä leit en Bölk gohn at ne Rauh,  
Hä ha im Schlop bi allem iätten,  
Sogar dän Schüttelplang met  
friätten.

Heinrich Kuhenne, Ruhrstahl, Werk Annen

In dem weitgespannten Rahmen der im Interesse der Leistungssteigerung zu treffenden Maßnahmen nimmt — trotz ihrer beglückenden Aufgaben — die Sozialpolitik vielleicht nur einen kleinen und bescheidenen Raum ein. Aber im Mittelpunkt ihrer Arbeit steht der schaffende Mensch, der ja alle die erwarteten Leistungen mit seiner Arbeit erst erbringen soll. Ihr ist damit das wertvollste Aktivum im Kampfe um die innere und äußere Freiheit anvertraut, die deutsche Arbeitskraft. Ihre Pflege, Sicherung und Erhaltung ist die erste Voraussetzung für eine Steigerung der Leistungen unserer Wirtschaft. Und wenn die vielen Maßnahmen im Bereich der amtlichen und nichtamtlichen Sozialpolitik zu dieser erhofften und notwendigen Leistungssteigerung beitragen, dann beweisen sie wieder die Richtigkeit des an den Anfang gestellten Grundsatzes, daß die beste Sozialpolitik zugleich die beste Wirtschaftspolitik ist.

Zwar entspringen soziale Maßnahmen niemals wirtschaftlichen Erfolgsüberlegungen, sondern der Sorge um den schaffenden Menschen. Aber immer wieder werden sie dennoch zu großen wirtschaftlichen Erfolgen führen und haben somit Wirkungen, die diese Sorge nicht nur als wesentlich notwendig, sondern auch als wirtschaftlich nützlich erscheinen lassen.

Auch im Kampfe um die Leistungssteigerung!

Werner Mansfeld in „Leistungssteigerung und Sozialpolitik“ (Zeitschrift „Der Vierjahresplan“ Nr. 10)



017572/22

# AMERIKA

## wie ich es sah!

Von Gustav Göbel, Heinrichshütte

(2. Fortsetzung)

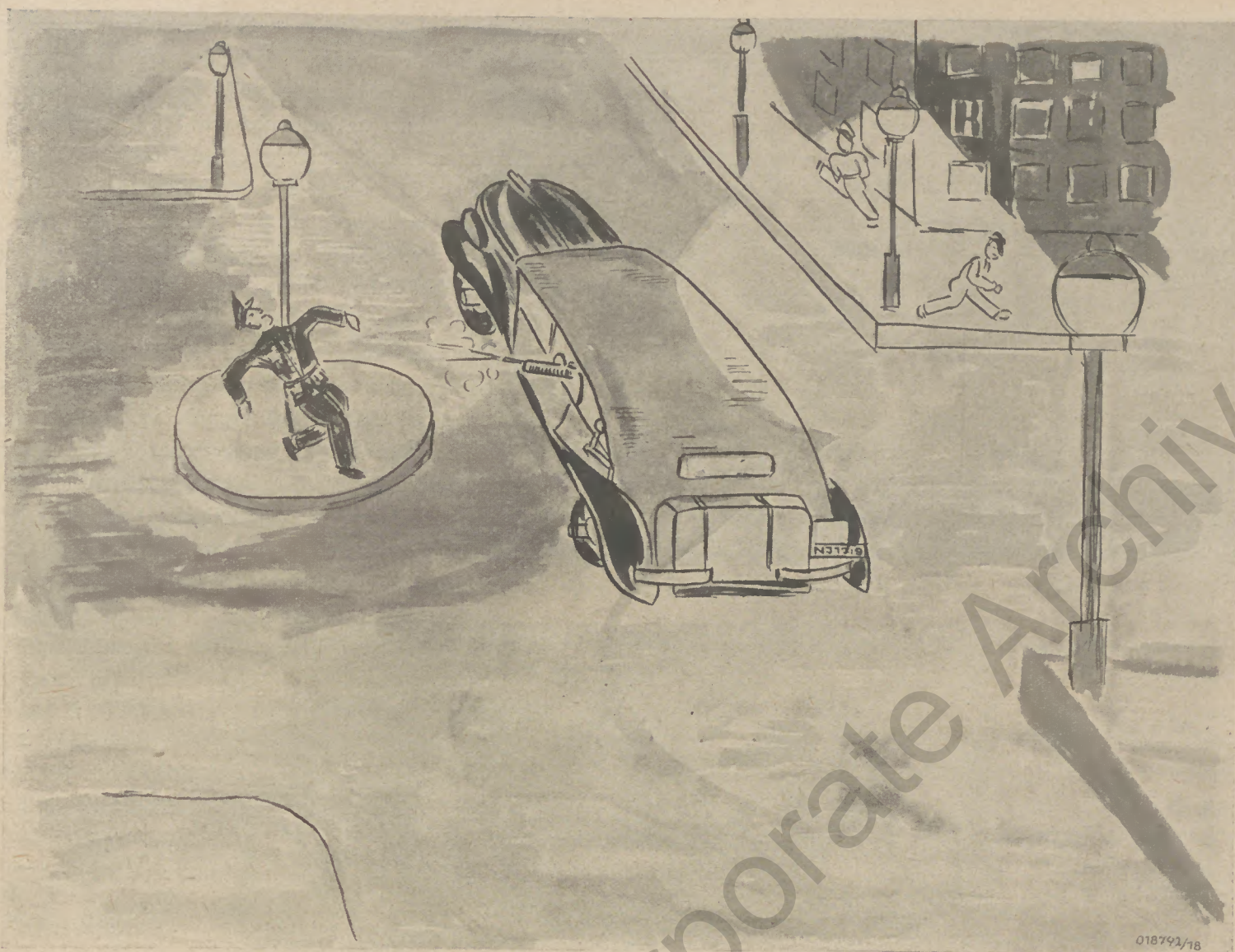
Man denke sich eine Flasche von diesem „Feuerwasser“ im wahrsten Sinne des Wortes für 25 Dollar. Oft geschah es auch, daß der „Booze“, wie der Stoff genannt wurde, an eine andere Bootleggerbande verkauft und ihr dann während des Transportes wieder mit Maschinenpistolen abgejagt wurde. Diese Transporte wurden von regelrechten Panzerwagen begleitet. Ein starker, schneller Personenwagen fuhr immer als Späher voraus. Ihm folgte ein mit Maschinenpistolen bewaffneter Wagen, und dann erst kam die Kolonne der beladenen Lastwagen. Diese Vorsicht war auch geboten, da sich die einzelnen Banden untereinander sehr oft bekriegten.

Eine besondere Gruppe von Konsumenten bildeten die Lokale. Hier konnte man nicht mehr von eigentlichen Wirtshäusern und Wirten reden,

sondern von Theatern und Zauberern. Theater insofern, da in den Lokalen ja nur Theater gespielt wurde. Einer machte dem anderen etwas vor, und zuletzt machten sich alle selbst etwas vor. Die Wirte mußte man schon Zauberer nennen, da sie beim Eintreten von Fremden oder Prohibitionsbeamten mit unglaublicher Geschwindigkeit Whisky in Tee verwandelten. Wie das eigentlich zing, habe ich nie so recht herausbekommen, wohl habe ich einmal gesehen, daß verschiedene Tische doppelte Platten hatten, wobei auf der zweiten Platte Teetassen mit Inhalt standen. Das ganze war so geschickt mit Decken belegt, daß man schon genauer hinschauen mußte, um den Schwindel zu entdecken. Nicht jeder bekam hier die verlangten Getränke, das war denn doch zu gefährlich. Verlangte man z. B. ein Glas Whisky, so bekam man ohne weiteres Tee vorgesetzt.



018791/18



Anstatt Wein bekam man Traubensaft, für Bier Himbeersaft usw. Wollte man nun tatsächlich alkoholische Getränke haben, so mußte man schon verschiedene Formeln kennen. Forderte man z. B. eine Schüssel voll Reis, so wurde man in ein besonderes „Reiszimmer“ geführt und erhielt hier Whisky. Zuweilen kam es auch vor, daß jemand tatsächlich Reis haben wollte und ganz entsetzt war, daß man ihm Whisky vorsetzte.

Diese Zeit war eigentlich die aufregendste meines Lebens. Auf Schritt und Tritt war man von Gangstern umlauert, die immer unliebsame Mitwisser in einem vermuteten. Tatsächlich war ich auch einmal ungewollt Zeuge einer Sache geworden, die mir den Angstschweiß aus allen Poren trieb. Es war eine tolle Zeit. Schwindel und Korruption feierten wahre Orgien. Die Polizei war teilweise machtlos und teilweise — bestochen. Selbst hohe und höchste Richter bezogen ständige Schmiergelder von den einzelnen „Gangs“. Unter den „Schuhleuten“ kursierte folgender Ausspruch: „Fünf Jahre im Lande, dann weitere fünf Jahre bei der Polizei, und du bist Millionär!“ Wenn man nun bedenkt, daß ein Polizist in dieser Zeit ein Wocheneinkommen von nur 35 Dollar bezog, dann kann man auf Grund obigen Ausspruches leicht ermessen, wie weit die Korruption gediehen war. Für jedes Verbrechen fand man in sehr kurzer Zeit den Täter, daß es sich hier aber meistens um unschuldige, harmlose Menschen handelte, wurde der Öffentlichkeit nie mitgeteilt. Es gab sogar Menschen, die gegen entsprechende Bezahlung die Strafe der Verbrecher abfäßen. Es gab natürlich auch noch anständige und brave Polizisten und ebenso einwandfreie Richter, die treu und redlich ihre Pflicht erfüllten. Leider wurden diese nicht sehr alt. Zunächst versuchte man diese Leute durch Drohungen, Warnungen und Schmiergelder müde zu machen. Half dies alles nicht mehr, so wurden sie entweder von bestochenen Vorgesetzten ihres Dienstes enthoben, oder sie wurden befeitigt.

Als wir eines Tages von Long-Inland nach New York kamen, um im gegenüberliegenden Hoboken, das eine gewaltige deutsche Be-

völkerung hat, unseren Urlaub zu verleben, wurden wir leider Zeuge eines derart gemeinen Vorfalles. Von der Anlegestelle der Dampffähre (New York—Hoboken) kommend, überschritten wir die Hudsonstreet um zur Washingtonstreet zu gelangen, als ein Auto in rasendem Tempo an uns vorbeifuhr und seine Insassen einen in der Nähe stehenden Polizisten erschossen. Dies geschah in der 11th-Street (Verbindungsstraße zwischen Hudson- und Washingtonstreet) in unmittelbarer Nähe vom Cafeteria Caldes. Jetzt hieß es blitzschnell handeln, denn da die Straße um diese Zeit (es war 12 Uhr des Nachts) nahezu menschenleer, das Cafeteria dagegen gut besucht war, kamen wir natürlich, da wir uns in der Nähe des erschossenen Policeman befanden, sofort als mutmaßliche Täter in Frage. Die Behörden, deren Spitzen durch die Schmiergelder der „Gangs“ bestochen waren, hätten sowieso nicht gewagt, gegen diese vorzugehen, wären also froh gewesen, in uns unschuldigen Menschen ihre angeblichen Täter gefunden zu haben. Da von dem Auto nichts mehr zu sehen war, wir jedoch an Ort und Stelle verhaftet werden konnten, zumal die Besucher des Cafeterias, durch die Schüsse erschreckt, schon auf die Straße eilten, mußten wir, so unglaublich das für unschuldige Menschen klingt, unser Heil in der Flucht suchen.

Eine andere Episode beleuchtet ebenfalls kraß die Zustände der Prohibition und damit das Gesindel, das diese mit sich brachte. Hier möchte ich zunächst auf die starke deutsche Bevölkerung Hobokens zurückkommen.

Überall, wo viele Deutsche zusammenwohnen, herrscht die allbekannte, frohe deutsche Geselligkeit. Nicht umsonst hört man oft in der Welt, „wo drei Deutsche zusammenkommen, gibt es sofort einen Verein“. So war es auch in Hoboken. Hier gab es eine ganz stattliche Anzahl rein deutscher Vereine, und ich muß sagen, daß gerade diese Vereine dem Deutschtum sehr dienlich waren und ihm zu Ansehen und Respekt verhelfen. Es gab da einige Turnvereine in denen echte deutsche Manneszucht herrschte und deren Veranstaltungen immer recht stark besucht waren, zumal es zum Schluß immer fröhlich herging. Daneben

gab es noch Regellubs, Statklubs usw. Diese Vereine hatten auch alle ein Vereinsheim (in diesem Falle deutsche Lokale). Auch diese Vereinsheime zeigten einen streng deutschen Charakter. In der Hudsonstreet z. B., die nach dem Strome benannt ist an dem sie entlangführt, fühlte man sich ganz wie in Deutschland. Die Lokale erhielten schon rein äußerlich durch ihre Transparente eine deutsche Prägung. Hier hieß ein Lokal „Cafe Rheingold“, ein anderes „Zillertal“ wieder ein weiteres „Bayerischer Hof“ usw., während vom Strome und den Docks herüber die Flaggen der großen deutschen Dampfer grüßten. In diesen Lokalen gab es natürlich auch keine alkoholischen Getränke, sondern ebenfalls Traubensaft und Rootbeer (Wurzelbier, ein angenehm süßliches Getränk). Ab und zu brachte jedoch ein biederer Seebär mal heimlich eine Pulle mit von Bord, die dann in echt deutscher Kameradschaft die Runde machte. Die Ordnung war in diesen Lokalen musterhaft. Hier hätte es niemand gewagt, die Gäste zu belästigen oder zu randalieren. Kam es jedoch einmal (wenn eine Pulle zu oft gekreist war) zu einer kleinen Entgleisung, so wurde der Betreffende sofort höflich, jedoch bestimmt hinausgewiesen. Gewaltanwendung oder gar Gemeinheiten habe ich hier nie beobachtet. Die deutsche Lebensauffassung war also ungeachtet der Prohibition die gleiche geblieben und hatte nicht wie diejenige anderer Völker darunter gelitten, denn daß nicht alle Völker dieses Lob für sich in Anspruch nehmen konnten, sollen einige Beispiele be- weisen.

Die italienische Kolonie war ebenfalls ziemlich groß in Hoboken. Von diesen Italienern kann ich jedoch nur wenig sagen, da man ihnen außer dem täglichen Zusammentreffen im Verufe nur sehr wenig näher kam. Sie hielten sehr gut zusammen, und einer half dem andern im Vortwärtskommen.

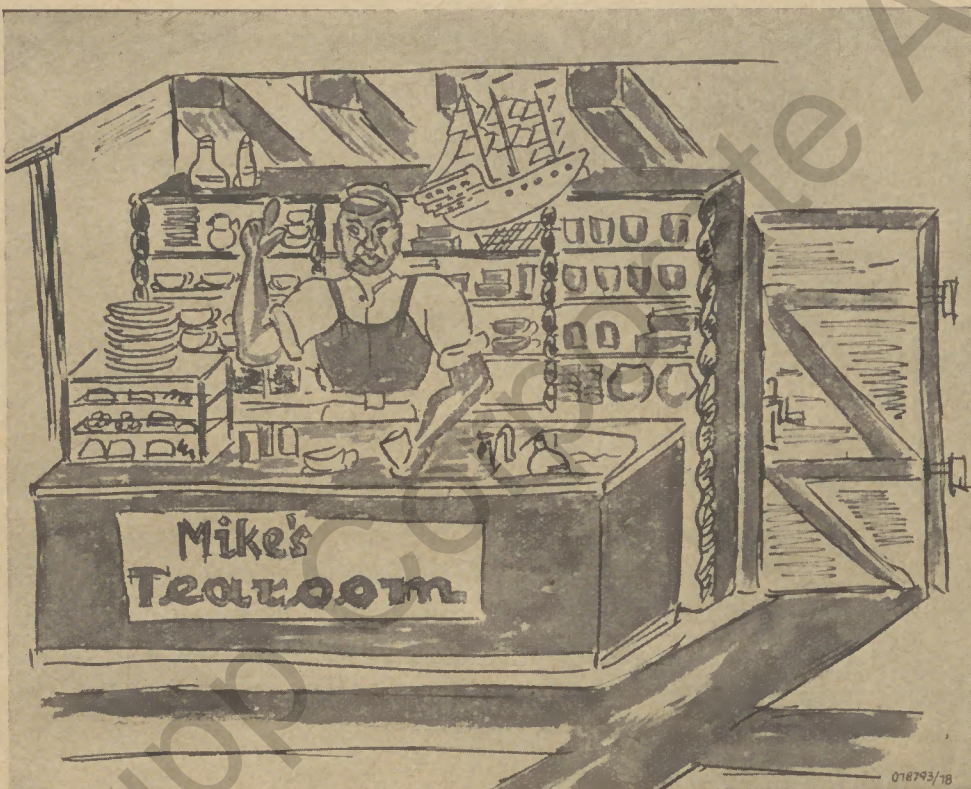
So bildeten sie z. B. Spargruppen und sparten solange gemeinsam, bis jeder sein Geschäftchen (meistens Obst, Gemüse) hatte, oder der eine oder andere ein Schule besuchen konnte, die ihm eine gute Existenz ermöglichte. Waren alle soweit versorgt, dann gingen die Ersparnisse nach Italien, wo sie in Banken angelegt wurden, um so mit am Aufbau des Duce beizutragen.

Anders verhielten sich dagegen die Iren. Sie konnten das Lob, das den beiden obenangeführten Völkern gebührt, nicht für sich in Anspruch nehmen. Noch habe ich allzugut eine irische Kneipe in Erinnerung, in der nur das gemeinste Gesindel willkommen war. Diese Kneipe lernte ich nicht etwa kennen, um, wie es sich so schön sagen läßt, Studien zu machen, sondern weil wir vermuten mußten, daß sich ein armes Menschenkind in höchster Gefahr befand.

Wie schon erwähnt, befanden wir uns in Hoboken, um unseren Urlaub unter Deutschen zu verbringen. Eines Abends bummelten wir nun durch die Straßen, als wir plötzlich Hilferufe hörten. Wir eilten dem Rufe nach und sahen noch, wie ein Mann ein junges Mädchen in einen Keller hineinriß. Sofort liefen wir hinterher und waren ganz erstaunt, die Tür unverschlossen zu finden, nahmen wir doch an, es handele sich hier um einen gewöhnlichen Keller, in dem der Unhold das Mädchen aus irgendeinem Grunde verschleppte. Wie groß war unser Erstaunen, als wir einen Blick in den Keller warfen. Dieser war nicht nur hell erleuchtet,

sondern mit Tischen, Stühlen und anderen Dingen gut ausgestattet. Rechts befand sich ein Büfett, hinter dem ein großer, kräftiger Mann mit aufgerollten Hemdsärmeln stand. Wir hatten die geheime Kneipe eines übelbeleumundeten Iren und damit den Zufluchtsort der Bootleger und anderen Gesindels von Hoboken entdeckt. Das Erstaunen war auf beiden Seiten gleich groß. Wie der große, kräftige Ire, so fühlten auch wir uns vollkommen überrumpelt. Nachdem sich der erste Schreck ein wenig gelegt hatte, bestellten wir ein Glas Bier, das uns aber prompt verweigert wurde. Wütend blickte uns der Mann an und wußte augenscheinlich nichts mit uns anzufangen. Nach einer Weile trat ein kleiner, dunkler Mann aus einer Hintertür ein, durchbohrte uns mit stechenden Blicken und sprach dann leise auf den Wirt ein. Hätte ein Blick eingeschlagen, so hätte er das Wesen dieses eigentümlichen Wirtes nicht schneller umwandeln können wie die leise gesprochenen Worte des kleinen dunklen Mannes. Das wütende Gesicht glättete sich und mit ausgesuchter Höflichkeit führte er uns an einen Tisch und fragte nach unseren Wünschen. Das früher schon verlangte Bier bekamen wir nun sofort, doch als wir ihn nach einem Manne fragten, der ein Mädchen in sein Lokal hineinge-

gerzt habe, schaute er uns ganz entgeistert an. Er wollte natürlich nichts wissen und hatte auch keine Hilferufe gehört. Durch einen fröhlich plätschernden Wortschwall überzeugte er uns, daß er ein anständiger und christlicher Geschäftsmann und stets auf den „guten Ruf“ seines „Etablissements“ bedacht sei. Wir standen vor einem Rätsel. Erst die Hilferufe eines Mädchens, dann das vor Schreck und Mut verzerrte Gesicht dieses Riesen und plötzlich die unvorstellbare Höflichkeit, mit der er uns behandelte. Dabei hätte er zehn von unserem Kaliber mit einem einzigen Faustschlage (seine „Bizeps“



hatten einen Umfang von etwa 45 Zentimeter) in die ewigen Jagdgründe versetzen können. Von dem Mädchen sahen wir nichts. Wir wollten eben zahlen und aufbrechen, als unser Blick von ungefähr auf den Ausgang fiel. Hier hatten sich zwei Männer, augenscheinlich Mexikaner, niedergelassen und zeichneten dort mit ihren Messern Figuren in den Boden. Das war natürlich unzweideutig genug. War es nun der Schreck oder die Wirkung des selbstgebrauten Bieres, daß ich auf einmal einen furchtbaren Drang nach einem stillen Ort bekam, dessen Tür man in manchen deutschen Gegenden so diskret mit einem Herzen kennzeichnet. Auf meine Frage, wie ich dort hingelange, schien es mir, als ob die Augen des Wirtes ausleuchteten. Er brachte mich jedoch freundlich bis zu einem engen Gange und ließ mich dann allein. Nun merkte ich zweierlei, das ich aber der oben schon erwähnten Wirkung zuschrieb. Erstens hörte ich hinter mir in der Kneipe einen Radau, als ob Tische und Stühle übereinandergeworfen würden und zweitens sah ich trotz des schlechten Lichtes, das den engen Gang einigermaßen beleuchtete, daß sich die rechte Wand bewegte. Wenn ich auch zunächst diese Wahrnehmungen der Wirkung des mir ungewohnten „Homebrews“ zuschrieb, so merkte ich schließlich doch ganz deutlich, daß sich die Wand tatsächlich bewegte, und zwar so, als ob der Wind mit einem aufgehängten Teppich spielte. Wo waren wir nur hineingeraten und was hatten wir noch zu erwarten? (Fortf. folgt)

Beid. n. (4): Sander, Heinrichshütte

# Streifzüge durch die Ostkarpaten während des Weltkrieges

Von Ferd. Mohr, Düsseldorf,  
Stahlwerk Krieger

(1. Fortsetzung)



Weidegründe in der Umgebung der Káßondörfer

Im Weihnachtsmonat war ich wiederum in den Káßondörfern. Als einsame Wanderer pilgerten wir zu dritt durch die weiße, schimmernde Pracht des Karpatenwinters dorthin. Wir kamen aus dem tief verschneiten Uztal im Eßtergebirge. Hoch über den Gipfel des Fehér-viznyai führte unser Weg. Über eine endlose, bezaubernd schöne weiße Bergwelt schweifte hier der Blick. Die Sonne setzte das Panorama so ganz ins rechte Licht, und die zahlreichen in blendendem Weiß höher emporsteigenden Gipfel vermehrten den Eindruck weltverlassener Einsamkeit. In ihrem Silberlicht standen sie wie leuchtende Himmelserscheinungen vor dem azurnen Himmel. Man konnte sich außerhalb der bewohnten Erdschreie im höchsten Norden glauben, so überwältigend war die Stille und Einsamkeit dieser erhabenen Karpatenwelt.

Der Gipfel des Fehér-viznyai zeigte eine völlig phantastische Physiognomie. An den einzeln stehenden Tannen und Felsblöcken hatten sich die Schneemassen auf so sonderbare Weise zusammen- und übereingeballt, daß die Phantasie eine ganze Welt der unheimlichsten Erscheinungen zu erkennen glaubte. Es war, als seien allerlei spukhafte Wesen in heftigen Bewegungen plötzlich zu Eis und Schnee erstarrt. Man sah jagende Pferde und tanzende Bären, Reiter mit erhobenen Schwertern, ja ganze Reiter-schlachten, belastete Dromedare und grotesk hüpfende Kängurus. Eine unvergeßliche Winterphantasmagorie. Darüber ein seidenblauer Riviera-himmel und ein so diamantensirrender Sonnenglanz auf dem blendenden Weiß, daß

einen die Augen schmerzten. — Vor uns senkte sich der Pfad in gewundenen Linien hinab ins Káßontal mit seinen anheimelnden Dörfern.

Friedlich still war es in den verträumten Káßondörfern, die wie in Watte gepackt dalagen, eine liebe, weiße, weltverlorene Idylle.

Ringum auf den Bergen und im Tal lagerten gewaltige Schneemassen, und von den Schindeldächern hingen sie tief herab. Durch den schneerfüllten Talgrund und zwischen Häuserreihen schlängelte sich ruhigen Laufes der Káßon, tintenschwarz. Rauchfäden kräuselten aus den Kaminen in den kalten Wintertag und ließen auf behaglich warme Stuben schließen. Es war aber auch grimmig kalt, und wer nicht unbedingt draußen zu tun hatte, blieb gern in der warmen Stube.

Die wenigen Szeller, denen wir in den Dorfstraßen begegneten, stolzierten in Schafspelzen einher, in langen Röhrenstiefeln und mit hohen Pelzmützen.

Fast sechs Kilometer lang ist der Weg durch diese zusammenhängenden Dörfer, der von Káßon-Feltiz über Káßon-Altiz,

Káßon-Imper nach Káßon-Zafabfalva führt. In Káßon-Imper hielten wir kurze Rast bei unseren alten Bekannten, die uns heute wie damals gleich freundlich empfingen.

Diesmal wohnen wir in Káßon-Zafabfalva, in der gemütlichen Stube eines weißgetünchten Bauernhauses, dort, wo sich malerisch am Berghang die schöne Dorfkirche über Zafabfalva erhebt. Wir teilten die peinlich saubere, mit Hei-



Káßon-Feltiz — Alter Szeller



Bäuerin der Haromszel auf dem Wege zum Markt in Kézdivásárhely



Im Bahnhof von Sepsi Szt. György



Mit den Gänsen weitab von den Rájdondörfern

ligenbildern reich geschmückte Stube gemeinsam mit der Szeller-Witwe und ihrem aufgeweckten zwölfjährigen Töchterchen, das uns durch drollige Einfälle besondere Freude bereitete.

Doppelt angenehm war es in der behaglich warmen Stube, als die sternenhelle Mondnacht heraufzog und die verschneite Karpatenwelt mit blauweißem Licht überflutete, während die grimmige Kälte sich draußen noch empfindlich steigerte.

Die tiefe Einsamkeit der weiten Wälder ringsum wird durch die Nähe dieser Dörfer keinesfalls gestört. Nur selten durchstreift der Szeller die erhabene Wildnis mit seiner Jagdflinte. In den Rájdondörfern wohnen Szeller, die trotz ihrer 60 und mehr Jahre kaum aus den Dörfern herausgekommen waren, sie kannten nur die nähere Umgebung und für sie waren die Ostkarpaten mit ihrem Wäldermeer eine unbekannte Welt. Wohl noch seltener verirrt sich ein landfremder Naturfreund in die menschenleeren Täler dieses unwegsamen Gebirges.

Ich bin auf Karpatenstraßen gewandert, die bei jeder Krümmung eine neue, schönere Aussicht enthüllten, die durch harzduftende und durch rauschende Wälder führten, und zu denen in stillen Morgenstunden tief aus dem Tal leise verhallendes Glodengeläute heraufstieg. Mir haben die Szellerberge auf einsamen Wanderungen durch ihre finstere Erhabenheit die fröhlichsten und traurigsten Weisen ins Ohr gesungen und längst verklungene Mären im Rauschen der Wälder und Wogen der Nebel in die Seele geraunt.

Heilige, erhabene Ruhe und vollkommene Unberührtheit sind das besondere Erlebnis dieser großartigen Karpatenwelt. Eine neue Welt tut sich auf, wenn man ihre Urwaldstille durchwandert. Man ist gewiß, tage-, ja wochenlang keiner Menschenseele zu begegnen.

Wie verloren stand ich mitten in der steinernen Welt des weltentrückten Beresvicztales, die in ihrem Schweigen und in ihrer beispiel-

losen Zerrissenheit von den ungeheuren Kämpfen erzählt, welche die Elemente seit Jahrtausenden widereinander führen. Hier stürzen die Wasser aus schwindelnder Höhe in rauschenden Kaskaden von einer Felsenterrasse zur anderen bis in die tosenden Fluten der Beresvicz, die mit meißelnder Kraft über Blöcke und Felsen talwärts stürzt und die hier einst die Grenze zwischen Ungarn und der Moldau bildete. Nur das Rauschen der Wassermassen belebt die starre Wildnis, und das eintönige Brausen steigert noch die finstere Erhabenheit dieser Szene. All die entsetzlichen Narben der in Türme, Zaden und Hörner endigenden gigantischen Felswände, die wie ein überirdisches Felsgebäude die Beresvicz begleiten, sind die Hyrogllyphenchronik, in welcher die Natur die Geschichte ihrer Veränderungen selbst abfaßt. Adler horsten hier und umschweben die Felsen in königlicher Pracht.

Wenn in finsterner Karpatennacht die Sturmsirenen heulen, blaßgrüne Blicke ihre Speere mit gezackten Flammen hierhin und dorthin werfen, mit prachtvollem Licht, wenn der Donner mit wütendem Krachen erdröhnt und mit schrecklichen Tönen zwischen der Armee von Bäumen widerhallt, wenn die Riesenstämme ächzend und knarrend mit der Windsbraut ringen, hier ein Riese krachend niederstürzt, dort ein Gebirgsbach mit mächtigen Afforden durch die Schluchten rauscht, wenn die Bergspitzen in den letzten Strahlen der Abendsonne erglücken oder an stillen Herbstabenden die Nebel wie Geistergestalten aus den Tälern aufsteigen, dann lebt die Karpatenwelt.

Dann raunen die Teiche und Seen, dann rauschen die dunklen Wälder, dann flüstern die Wasser im Tal. Alte verklungene Gefänge und jauchzende stürmische Weisen, Legenden aus uralter Zeit, und schauerliche Mären von Raub und Mord, Märchen von Liebe, Sehnsucht und Freiheit. (Fortsetzung folgt)

Aufn.: Mohr



Sosmezö im romantischen Djóztal



Schafherde bei Rájdón-Imper

# Im Lande der Mitternachtssonne

Aus dem „Bordtagebuch“

eines Finnlandfahrers

Das Jahr 1940, das uns die Olympischen Spiele in Helsingfors, der Hauptstadt Finnlands oder Suomis, bringen wird, rückt immer näher. Es ist daher wohl angebracht, in nachfolgendem Aufsatz einen Arbeitskameraden zu uns sprechen zu lassen, der Finnland mit einem Faltboot durchquerte und so Land und Leute kennenlernte.

Der Schriftleiter.

Dienstag, 2. Juli, Helsingfors: Pünktlich um 8 Uhr läuft unser „Poseidon“ im Hafen ein. Von der vielgerühmten Schärenfahrt sahen wir nicht viel wegen des Nebels.

Die Stadt gleicht einem mitteleuropäischen Kurort, mit ihren sauberen Straßen, gepflegten Anlagen und dem bunten Blumen Schmuck, dazwischen gibt's aber auch teilweise noch Kopfplaster. Hier ist jetzt Frühling, und alle die von Hause aus bekannten Frühlingsblumen grünen uns wieder. Vor drei Wochen war das Innere des Landes — unser Reiseziel — noch vereist.

Den Morgen verbrachten wir mit Laufereien wegen unseres Gepäcks und der Fahrkarten und wurden hin und her geschickt, bis wir laut und deutlich auf deutsch schimpften, aber aus der Ruhe bringen läßt sich hier keiner. Im übrigen ist die Bevölkerung vorbildlich freundlich, man kommt mit Deutsch ganz gut durch, wenn es einmal hapert, findet sich bald ein sprachkundiger Helfer. Unsere nächste Sorge gilt der weiteren Reiseausrüstung; vor allem brauchen wir gute Karten, die wir leider nicht in aus-



Von überall her sieht man den weißen Turm des Stadions von Helsingfors majestätisch in den Himmel ragen

reichendem Maße bekommen können. Außerdem erstehen wir ein Taschenwörterbuch, das uns vermutlich noch gute Dienste tun wird, denn in die Geheimnisse der Landessprache werden wir doch so schnell nicht eindringen.

Der Menschenschlag ist sehr stark gemischt, große, schlanke Germanentypen — Schweden — wechseln ab mit braunen, dunkelhaarigen, waschechten Mongolen. Das Schwedische ist dem Finnischen als Umgangssprache gleichgestellt.

Nun sind wir durch die Stadt gewandert und fühlen uns fast wie zu Hause. Aus verschiedenen Gartenlokalen klingt Musik, nur das Bier ist schlecht. —

Der Schlafwagen-Express „braußt“ mit 40 Stundenkilometern nordwärts. Wir haben noch über 500 Kilometer zu fahren und werden etwa morgen mittag da sein. Dafür ist das Vergnügen aber auch unglaublich billig: die ganze Fahrt kostet etwa 10 RM. Es wird gar nicht mehr dunkel, die Uhr zeigt halb zwölf, man kann noch bequem lesen und schreiben.



Helsingfors, Südhafen



Im finnischen Seengebiet

Das Olympiastadion zu Helsinki von Süden gesehen. Die Aufnahme wurde von dem Dach der „Messehalle“ gemacht, in der die Wettkämpfe im Ringen, Bogen und Gewichtheben stattfinden werden. Links vom Stadion sind mehrere Grasplätze für Fußballspiele.



Mittwoch, 3. Juli, Kopio: Ein kleines Fischerdorf, weitab von aller Welt und Kultur. Als wir vertrauensvoll anfangen, deutsch zu reden, gibt es nur ein bedauerndes Kopfschütteln, und schon mußte der Kleine Langenscheidt helfen. Am Ende des Stadtparkes, der als Halbinsel weit in das Wasser hineinragt, finden wir einen guten Platz zum Aufbauen der Boote und auch bald eine Menge Zuschauer, die sich sehr lebhaft für alles interessieren und vielleicht mehr fragen, als wir antworten können. Nur zu unseren schwachen Booten — in Finnland sind Faltboote fast unbekannt — haben sie wenig Zutrauen. Im übrigen benehmen sie sich sehr taktvoll und werden uns in keiner Weise lästig. Es hat sich natürlich bald herumgesprochen, daß deutsche Paddler da seien, nur als wir am Nachmittage zum Schutze vor einer Regenschauer unser Zelt aufschlugen, erklärt uns ein Deutschsprechender, daß das „Kampieren“ im Stadtgebiet nicht gestattet sei; wir lassen es aber mal darauf ankommen und sitzen jetzt immer noch hier. Ein besonderes Vergnügen ist das Proviant-einkaufen auf dem Markt. Vom Hosenknoß bis zum Rauchtobak kann man alles haben, jeder preist uns seine Waren an und wird böse, wenn wir zur Konkurrenz gehen. Einige versuchen sogar handgreiflich, uns zu sich herüberzuziehen. Alle reden durcheinander, und die Sprachmisverständnisse machen die Sache besonders erheiternd. Schließlich ersehen wir doch alles, was wir für die nächste Zeit zum Leben gebrauchen und haben es nun zünftig in die Boote verpackt.

Hier wird es überhaupt nicht mehr Nacht; es ist taghell, und wir fühlen uns gar nicht müde, nur die Uhr zeigt leider halb eins.

Donnerstag, 4. Juli: Auf einer einsamen Insel:

Nun haben wir Kopio und mit ihm die letzte Verbindung zur Außenwelt weit hinter uns, nur der Pujio, ein hoher Aussichtsturm, grüßt noch von ferne zu uns herüber; sonst sind wir für niemand mehr zu sprechen.

Die Abfahrt gegen den Wind ist etwas schwierig, die Boote tanzen munter auf dem bewegten Wasser, und die Wellen gehen lang über den Pott. Ein Hoch dem Erfinder der Spritzdecke! Anfangs müssen wir gewaltig am Paddel ziehen, bis wir nach einer Kursänderung das Segel aufziehen können. So eine Fahrt auf freiem Wasser gegen Wind und Wellen ist doch etwas anderes, als daheim gemütlich

einen Fluß herunterzufaulenzen, dafür aber auch wesentlich schöner. —

Rauh und einsam ist die Landschaft hier, kein menschliches Wesen ist weit und breit zu erblicken. Rund um uns liegen unzählig viele Inseln jeder Größenordnung. Fährt man auf das anscheinend zusammenhängende Land zu, so teilt es sich immer wieder. Es gehört sehr viel Aufmerksamkeit dazu, den richtigen Weg in diesem Inselgewirr zu finden, ohne Karte und Kompaß wäre es überhaupt unmöglich.

Das Landen an solcher Insel ist ein Kunststück. Man muß beim Anfahren sehr vorsichtig sein, ehe man sich versieht, sitzt man auf und zwischen Felsblöcken fest. Sandufer gibt's überhaupt nicht; die Insel selbst ist ein großer Felsblock mit einer höchstens handdicken Erdschicht darüber. Das Zeltbauen ist keine reine Freude. — Der Baumbestand besteht überwiegend aus Kiefern, dazwischen auch Birken, die ihre Wurzeln tief in den Fels hineintreiben. Der Holzreichtum des Landes ist enorm, riesige Mengen verfaulen jährlich, weil sie aus Mangel an Leuten nicht abgeholt werden können. Auch hier scheint noch nie ein Holzfäller gewesen zu sein, nur eine alte Feuerstelle zeigt, daß hier schon mal Kanuten waren. Am Lande begrüßen uns die Müden in hellen Hausen, dagegen hilft nur ein anständiges Feuer.

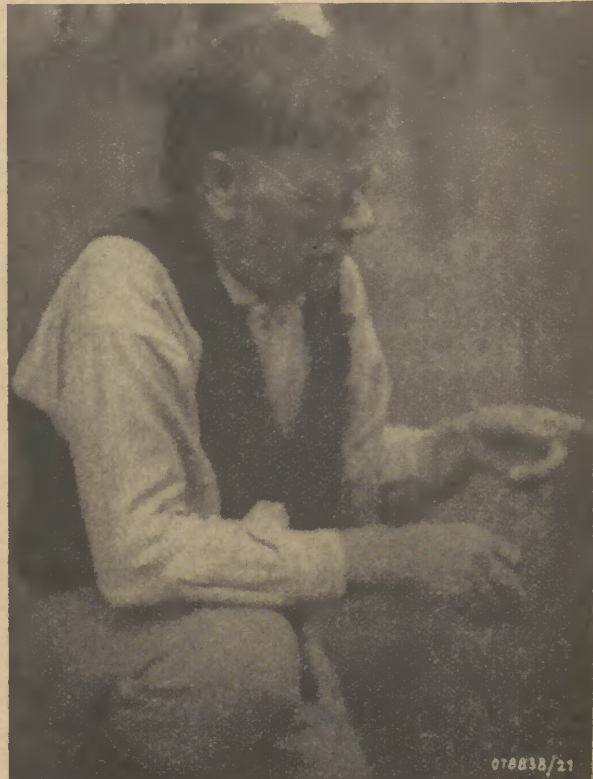
Freitag, 5. Juli: Auf dem Wasser: Heute früh weckt uns ein frischer Wind, die Wellen klatschen dauernd gegen das Ufer, und das Wasser ist mit Schaumkämmen übersät. Gut, daß wir unsere Boote sichergeseht hatten. Das Frühbad ist kurz und lausig kalt, das Frühstück lange und ausgezeichnet. Dann wird mit Karte und Kompaß Lage gepeilt

und die neue Marschrichtung festgelegt. Das Segeln bei diesem Winde ist herrlich, der „Pott“ liegt ganz schief und ächzt in allen Fugen, wir müssen dauernd auf dem anderen Rande sitzen, um nicht umzukippen. Bei diesem Vergnügen haben wir uns dann gründlich verfahren. Nach zwei Stunden geraten wir in eine Sackgasse und müssen nun gegen den Wind zurückpaddeln; in Zukunft passen wir besser auf.

Von Menschen ist keine Spur zu entdecken, unsere Karte stimmt nicht mehr, wir wissen gar nicht, wo wir uns genau befinden und müssen ein Weilchen auf gut Glück weiterfahren.



Mitternachts-sonne



Alter Fischer

Samstag, 6. Juli: Fischerinsel: Spät in der Nacht entdecken wir eine einsame Fischerhütte, deren Bewohner laut schnarcht. Wir schlagen in der Nähe unser Zelt auf. Heute früh war er bereits hier, um seine neuen Gäste zu besuchen. Die Unterhaltung mit ihm ist allerdings sehr problematisch. Er versteht uns und wir ihn nicht, aber nach langem Reden klappt die Verständigung doch. Wo wir hier sind, und wie wir weiterfahren müssen, können wir allerdings nicht erfahren; das einzige, was er von Deutschland weiß, ist: „Hitler-Master“. Im übrigen ist er über unseren Besuch so erfreut, daß er uns gleich ein Frühstück, bestehend aus Fisch und Pellkartoffeln, anbietet. Nur dem Fotoapparat begegnet er mit ausgesprochenem Mißtrauen, es bedurfte einiger Kunststücke, um ihn richtig auf dem Film zu bekommen.

Es ist doch ein unangenehmes Gefühl, nicht zu wissen, wo man ist, unsere Karte stimmt einfach nicht mehr; also fahren wir weiter ins Blaue.

Sonntag, 7. Juli: Standort Mückeninsel: Endlich finden wir eine menschliche Ansiedlung, wo wir unseren Proviant ergänzen und erfahren müssen, daß wir uns gründlich „verfranst“ haben. Wir sind

schon am zweiten Tage vom richtigen Weg abgekommen und viel weiter westlich, als wir glaubten. Es hat keinen Zweck zurückzufahren, denn der Spaß würde uns mindestens einen Tag kosten. So müssen wir weiter durch die einsame Lappavirtastrasse fahren und treffen erst kurz vor Savonlinna wieder auf die geplante Fahrtstrecke, von der wir teilweise Karten im Maßstabe 1:10 000 haben, während wir uns jetzt weiter mit der Karte im Maßstabe 1:400 000 behelfen müssen.

Diese Insel ist ein wahres Mückenparadies, sie überfallen uns in solchen Schwärmen, daß wir den Kampf dagegen aufgegeben haben. Rundum herrscht märchenhafte Ruhe. Das Leben hier bekommt uns ausgezeichnet, die „Mahlzeiten“ werden täglich umfangreicher, noch haben wir unser höchstes Quantum nicht erreicht. Wir leben gar nicht so schlecht, braten unsere Kartoffeln grundsätzlich nur in Butter und geben zur Verschönerung dann noch drei Eier pro Nase dazu, außer dem übrigen. Dabei werden wir von Tag zu Tag übermütiger und verwildern zusehends. Rasieren ist längst abgeschafft.

v. Hatzhausen, Bert Witten  
Aufn.: v. Hatzhausen (3), Hede-Foto (3)

(Fortsetzung folgt)

## Männergesangsverein „Stahlwerk Krieger: „Fahrt ins Blaue“

Die alljährliche Himmelfahrtspartie, die von jeher schon der Verein mit seinen aktiven und passiven Mitgliedern durchführt, gehört, wie alle seine anderen Veranstaltungen auch, zu den beliebtesten Gewohnheiten, an denen die Arbeitskameraden stets gern teilnehmen. So fand sich auch diesmal wieder eine stattliche Zahl frühmorgens am Bahnhof Rath ein, in froher Erwartung dem unbekannten Ziel entgegengehend. In der Bahnhofswirtschaft wird schnell die erste „Stärkung“ genommen, dann klingt ein froher Morgengruß aus frischen Sängerkehlen in den erwachenden schönen Maien tag hinaus, und schon führt uns der Zug nach Hösel. Nach alter Übung stand hier schon das Auto bereit zur Aufnahme der Instrumente und Noten — die ganz Schläuen schmuggeln auch noch Mantel und Hut mit hinein —, und nun begann die Fußwanderung durch Feld und Wald bei frohem Liederklang dem Ruhrtal entgegen. — Zwischendurch haben wir uns auch einmal etwas verlaufen. „Wie kommt das denn“, hieß es, „es sind doch zwei dabei, die die ganze Tour schon im voraus abgegangen sind und alles festgemacht haben.“ „Ja“, mußten die beiden

ist ja nie vom Nebel —, bald ging es wieder „in Reih und Glied bei frohem Sang die Straße dann entlang“ („Schön blühen die Heckenrosen“, das war überhaupt unser Lieblingslied).

Nach zweistündigem Marsch hatten wir das Tagesziel erreicht: Werden. Die Wanderung war beendet, der gemütliche Teil konnte beginnen. Im schönen Saal der „Ruhrterrassen“ war alles bestens vorbereitet, bald saßen alle um die wohlverdiente Mittagstafel herum, unsere Musikkapelle erfreute mit schönen Weisen, und jeder ließ sich's schmecken. Dann hieß der Vereinsführer seine Mitglieder willkommen und wünschte einen schönen Verlauf des weiteren Tages, auch der Protektor richtete, zugleich als Vertreter des leider verhinderten Betriebsführers, eine „verheißungsvolle“ Ansprache an die Sänger, und bald schon war die fröhlichste Stimmung bei allen eingeleitet. Die Darbietungen der Musiker und Sänger wechselten ab mit Solovorträgen und humoristischen Einlagen, mancher kräftige Schluck wurde inzwischen getan — Anlaß dazu war ja vielfach gegeben — und bald herrschte ausgelassene Fröhlichkeit, unser lieber Musik-



jetzt zugeben, „an dem Tag hat es so geregnet, da sind wir gleich mit dem Zug durchgefahren.“ (!) — Was ist es doch für eine herrliche Sache, wenn eine so große Gruppe fröhlicher Sängerkameraden flott in Reih und Glied marschiert, all die schönen Wanderlieder vierstimmig erklingen — nur eine Sonderdarbietung der Passiven dürfte einstimmig gesungen werden — und dabei noch so mancher Spaß gemacht wird! War es da ein Wunder, daß ein vorüberfahrendes Möbel vor lauter Begeisterung („Oh, die vielen hübschen Männer!“) Weg und Steg vergaß und vom Rade purzelte? Was haben wir gelacht!

Kettwig v. d. Br. war das erste Ziel. In der herrlich gelegenen „Schönen Aussicht“ wurde ergiebige Rast gemacht zur Stärkung und frischem Trunk. Von der freien Terrasse herab ließen die Sänger ihre Lieder ertönen, wie muß der Sang von hier oben klangvoll hinuntergeschallt haben ins weite Tal der Ruhr!

Dann ging es weiter in flottem Fußmarsch, diesmal, damit die Düsseldorf vom flachen Land nicht vergessen, wie so ein richtiger Berganstieg wirkt, hinauf auf die Höhen. Unterwegs noch eine kurze fröhliche Rast, die spendierten Stärkungstropfen werden genossen — ein kräftiger Rognac

direktor Bähr hatte es oft nicht leicht, bei den Liedvorträgen seine allzueifrigen Sänger zum Pianissimo zu bezähmen! Viel Alt und Spaß wurde getrieben, wie es sich zu einer richtigen Herrentour gehört, ja, „bedauerlicherweise“ sah sich der Vereinsführer sogar genötigt, zu einer Strafrunde zu verdonnern (warum, darüber schweigt des Sängers Höflichkeit), und von einem schönen, neuen, steifen Hut blieb am Abend dieses tatenreichen Tages nur noch die Krempe übrig. (Warum war der Supp auch so unvorsichtig, etwas derartig Aufreizendes mitzunehmen?)

Sehr rasch vergingen so die Nachmittagsstunden. Gegen 7 Uhr mußte mit dem Aufbruch begonnen werden, der ja bei der großen Zahl nicht so einfach ist. So zog alles, mehr oder weniger schwer „beladen“, durch den belebten Ort hindurch zum Bahnhof. Ein herrliches Bild war es, wie unser tüchtiger Trompeter als letzter einsam und betrübt über die Ruhrbrücke ging und — er konnte noch blasen — wehmütig sein „Muß ich denn zum Städtle hinaus“ in den schönen Abend erklingen ließ!

In rascher Fahrt ging's nun heimwärts nach Düsseldorf. Manche konnten noch nicht nach Hause finden, und ein großer Kreis saß noch lange in Oberkassel beim Abschiedstrunk beisammen.





# Hilfskreuzer „Wolf“ fünfzehn Monate auf Kaperfahrt

Ein Werkstamerad erzählt seine Kriegserlebnisse

(Fortsetzung)

Also rasch auf die Brücke. Der Preisoffizier las gerade die Schiffs-papiere durch, als ich oben ankam. „Großartig, Koni“, sagte er zu mir — so nannten mich alle an Bord, Konieczni konnte ja auch niemand aus-sprechen, und so heiße ich doch nun einmal — „großartig, Koni, unsere Priße ist ein Schwesterschiff von unserem Wolf.“ Ich sperre den Mund weit auf und sehe den Leutnant groß an. Sollte der vielleicht unter der Tropen-hitze gelitten haben? Er sah aber doch noch ganz normal aus. Schwesterschiff vom „Wolf“, dieser Englishman? Mit dem Leutnant ist bestimmt was los! „Was haben Sie, Koni, Sie sehen mich so komisch an, glauben Sie mir nicht?“ Ein Blick in die Schiffspapiere genügte. Es war tatsächlich der frühere deutsche Dampfer „Gutenfels“, der Hanjalinie gehörend, den die Engländer kurz nach Ausbruch des Krieges widerrechtlich beschlag-nahmt hatten. Also fand der „Wolf“ früher „Wachfels“, hier im Indischen Ozean als erste Priße seine verloren-gegangene Schwester wieder. Deshalb auch die Ähnlichkeit der beiden Schiffe. Da winkte uns der „Wolf“ an. Sicher war alles drüben ge-spannt, doch den „Wolf“ hatte ich ganz vergessen. Schnell zeigte ich „Verstanden!“ Ich las K. an P. (Kommandant an Preisoffizier): Woher? Wohin? Welche Ladung? Aha, die wollten alle wissen, was für einen fetten Fang wir gemacht hatten. Auf Befehl des Preisoffi-ziers winkte ich zum „Wolf“ hinüber: P. an K.: Englischer Dampfer „Tur-ritella“, 5528 Tonnen, 800 Tonnen Kohlen, Ladung Heizöl für englische Flotte, Konserven für Salonikarmee, von Colombo über Saloniki nach England. Dann kam der Befehl zu-rück, dem „Wolf“ mit Südfurs zu folgen. Also sollte unsere Priße nicht versenkt werden. Der Kommandant ging südwärts, um von der anschei-nend stark befahrenen Linie Indien — Suezkanal hinwegzukommen und um das Schiff näher und in aller Ruhe besehen zu können. Der lange „Wenzel“, unser Meisterring vom „Wolf“, hatte schnell spitz bekommen, daß sich unter den Konserven für die Tommys auch Ananas befanden. Mit seinem Bordmesser war die Büchse schnell geöffnet. Wie wohl das tut in dieser Hitze! Eine Büchse genügte nicht, Wenzel machte sich die zweite auf. „Das Zeug könnte man immerzu essen“, rief er dem Posten an der Maschine zu, der auch schon mit vollen Baden faute. „Schmeckt auch besser als die ewige Erbsen- oder Bohnen-suppe“, schallte es zurück. „Daß dich bloß nicht vom Leutnant erwischen, du weißt doch: eigenmächtiges Beutemachen wird streng bestraft.“ Grinsend schiebt er eine weitere dicke Scheibe Ananas zwischen die Zähne und gießt den Saft aus der Büchse nach, die dann in hohem Bogen über Bord fliegt. „Der Leutnant wird schon nichts merken“, war der Trost. Vier Stunden lang folgten wir nun dem „Wolf“, dann kam der Befehl: „Stoppen Sie, ich komme längs.“ Wir drehten in den Wind, und unser „Wolf“ kam langsam näher und machte an unserer Steuerbordseite fest. Dide Kort-fender wurden zwischen die Schiffe gehängt, um Beschädigungen der Bord-wand zu vermeiden. Ein Laufsteg stellte die Verbindung her, jetzt hatten sich die „Schwestern“ ganz wieder. Der Preisoffizier kam zur Bericht-erstellung zum Kommandanten.

Soweit der Bericht des Signalgasten „Koni“. Bald schlichen sich dann die Neugierigen auf die Priße und kamen mit geheimnisvollen Mienen, beide Hände in den Hosentaschen, wieder zurück, um in den Wohnräumen zu verschwinden. Ananasduft durchströmte die ganzen Räume. Jetzt setzte ein ununterbrochener Verkehr zwischen den beiden Schwestern ein. Erst wurden nur einzelne Dosen herübergeschmuggelt, später wurden ganze Kisten herübergebracht, bis der Kommandant auf diese „freiwillige Arbeit“ der eifrigen Leute aufmerksam wurde. Niemand durfte die Priße mehr betreten.

Die Offiziere der „Turritella“ kamen auf den „Wolf“, und zogen als erste Gefangene in den leer gewordenen Minenraum ein. Die übrigen

chinesischen Leute, die auch schon früher unter deutschem Befehl auf der „Gutenfels“ gedient hatten, blieben an Bord, um ihren Dienst weiter zu versehen. Der Kommandant hatte sich entschlossen, die „Gutenfels-Turri-tella“ nicht zu versenken. Sie sollte mit Bordmitteln in einen Hilfskreuzer verwandelt werden. Ein kleineres Geschütz, Minen und eine Feldfunk-station wurde an Bord gebracht und montiert. Geschütz, Minen- und Heizerpersonal von uns stieg über und unser „Erster Offizier“ bekam das Kommando. Bis in die Nacht hinein wurde tüchtig gearbeitet, und gegen 10 Uhr abends legte unsere erste Priße als der neue deutsche Hilfskreuzer „Altis“ ab und verschwand nach drei gegenseitigen „Hurras“ in der Dun-kelheit, begleitet von unseren besten Wünschen für gutes Gelingen seiner gefährvollen Aufgabe. „Altis“ sollte den englischen Hafen Aden an der Südküste Arabiens mit Minen blof-tieren und nach gelöster Aufgabe uns an einem vorher festgelegten Punkt im Indischen Ozean wieder treffen.

Nach dem Ablegen der „Altis“ hielt der Kommandant eine scharfe An-sprache an die Besatzung und verwies auf das Beutemachen und auf die Strafe, die auf derartige Ausfälle stand. Betreten schlich sich der größte Teil der Besatzung zur Seite. Am nächsten Morgen standen ungeahnte Mengen von Kisten herrenlos an Deck herum. Der „innere Schweine-hund“ war von den Leuten überwun-den worden. Die Kisten wurden in die Proviantlast gebracht und als Nachtschiff sonntags an die Besatzung ausgegeben. Monatelang hatten nun alle Mann einmal in der Woche den Genuß dieser wunderbaren Süd-frucht.

Für uns erfreuliche Nachrichten bekamen wir durch die englischen Offiziere zu hören. Sechs Dampfer sollten vor Colombo und Bombay auf unsere Minen gelaufen sein. Weitere Gerüchte über einen gesunkenen Hilfskreuzer seien umgelaufen, aber nichts Bestimmtes zu erfahren gewesen. Ein großer Erfolg, den wir stolz für uns buchen konnten. „Turritella“ hatte vor Colombo ein Rettungsboot des englischen Dampfers „Borchestershire“ aufgefischt, von dessen Besatzung sich nicht einer retten konnte. Kein Wunder, daß die Häfen geschlossen wurden.

Drei Tage kreuzten wir nun schon wieder in unserem Jagdgebiet ver-gebens. Es sah aus, als hätten die Feindmächte gar keine Schiffe mehr. Morgen war der 1. März 1917. Unser Flugzeug hatte jeden Tag hoch oben in den Wolken gehangen und Ausschau nach Beute gehalten. Immer kam es wieder zu uns zurück und immer die gleiche Meldung: „Nichts zu sehen.“ Es war zum Verzweifeln. Jetzt wollten wir kapern, es kamen aber keine Schiffe! Sollten die Engländer die Fahrtlinien umgelegt haben? Weite Vorstöße des „Wölfs“, wie wir unser Flugzeug getauft hatten, nach Süden und Norden brachten immer dasselbe Ergebnis: „Nichts.“ In der Nacht vom ersten auf den zweiten März sichteten wir endlich die Lichter eines Dampfers, dem wir beim Morgengrauen dank den Weg verlegten. Ahnungslos zog er etwa zehn Kilometer von uns entfernt am hellen Horizont dahin. Zusehends näherten wir uns jetzt dem Dampfer. Auf etwa sieben Kilometer Abstand von dem Dampfer kam bei uns der Befehl: „Geschütze laden und sichern.“ Das Preisentkommando hatte in der Nähe des dritten Geschützes hinter der Reling, den Blicken des Dampfers ent-zogen. Weiter hinten vor der Schanze hatte in langen Reihen das Minen-personal. Das dritte Geschütz zeigte mit seiner Mündung hinter den ge-schlossenen Klappen achteraus. Ich stand auf dem Vordeck neben meinem Torpedorohr. Da fiel achtern ein Schuß, trotzdem noch keine Feuererlaubnis erteilt war. Hart, krachend und zerreißen dröhnte der Schuß über das Schiff, begleitet von mast hohen Feuersäulen. Was war am Achterdeck geschehen? Pulverdampf wälzte sich über das Schiff. Wir drehten vom Feind ab. Alles schiebte, irgend etwas stimmte da hinten nicht. Weitere dumpfe Schläge folgten der ersten Detonation. Ich rannte durch den



Die „Zuma“ im Augenblick des Angriffs; in der Bildmitte (außen) ein Geschütz, das den Warnungsschuß abgibt

Mittelgang nach dem Achterdeck. Furchtbar sah es dahinten aus! Knäuel von Menschenleibern wälzten sich in ihrem Blute. Unter der Mündung des Geschützes lag ein krebsrot verbrannter Mann. Andere wankten, gestützt auf ihre Kameraden, an mir vorbei zum Lazarett. Ein junger Minenheizer lief vorbei mit blutüberströmtem Gesicht. Ein Auge war ihm herausgerissen und hing ihm auf der Backe. Ein anderer lag da, dem beide Beine zerschmettert waren. Gebrochenen Auges sah er nach oben. Ein großer starker Minenheizer klebte förmlich an der Wand des Schanzendecks, tot, mit zertrümmerter Schädeldecke. Eine ganze Anzahl teils sehr schwer, teils leicht Verletzter wurde von Kameraden getragen oder geführt, um das Schiffslazarett zu erreichen. Alles rannte aufgeregt durcheinander. Was war geschehen? Zuerst glaubten wir, der fremde Dampfer habe geschossen. Aber danach sahen die furchterlichen Zerstörungen auf dem Achterdeck nicht aus. Die Reling vom Geschütz bis zum Schanzdeck war vollständig zerrissen, die Masten des achteren Mastes hingen zerseht am Mast herunter, der Torpedo, der in seinem Rohre lag, war angeschossen und brannte unter großer Hitzeentwicklung ab. Wäre er explodiert, hätten der „Wolf“ und wir alle hier ein unrühmliches Ende gefunden. Der fremde Dampfer kam mit großer Fahrt auf uns zugelaufen und es sah aus, als wollte er uns rammen. Zwei Warnungsschüsse von uns, auf kurze Entfernung abgegeben, brachten ihn zum Stoppen. Ein Präsenkommando begab sich an Bord und nahm ihn für uns in Besitz. Es war der englische Dampfer „Jumna“, ein alter Kasten mit einer Salzladung, der die gebrachten Opfer bei weitem nicht aufwog. Der verhängnisvolle Schuß war schon beim Laden des Geschützes gefallen. Bei der Unterjuchung des Geschützes und der Kartusche stellte sich heraus, daß der Boden der Kartusche vom Bodenrand bis zum Zündhütchen einen dünnen Riß aufwies, der nur durch einen kleinen Eisenplitter entstanden sein konnte, der sich auf dem eingefetteten Boden der Kartusche festgesetzt hatte. Beim Schließen des Verschlusses wurde dieses winzige Eisenteilchen über den Kartuschenboden



Die „Jumna“ versinkt in den Fluten

gestreift und brachte den Schuß zur Entladung. Am Abend übergaben wir zwei der Opfer dieses Unglückschusses nach einer kurzen Trauerfeier dem Meere. „Lebt wohl, Kameraden, wir werden euch nicht vergessen!“ Danach wurde die Arbeit wieder fortgesetzt und Kohlen und Proviant der „Jumna“ zu uns an Bord geholt. Im Bordlazarett hatten die beiden Ärzte schwere Arbeit, um alle Verwundeten zu verbinden. In die Nähe dieses Arbeitsplatzes wagte sich keiner der Leute. So rauh der Seemann auch sonst ist, hier im Angesicht des Todes wird er zum Kind. Keiner wagte in der Nähe des Lazaretts zu sprechen oder gar hart aufzutreten. Schrecklich litten die Verwundeten unter der großen Hitze. Am nächsten Morgen bekam der Segelmacher wieder traurige Arbeit. Der verbrannte Maat war in der Nacht auch gestorben. Gegen Abend ruhte für kurze Zeit die Kohlenübernahme, um die Leiche dem Meer zu übergeben. Tief ergriffen steht die Besatzung angetreten, als die Leiche durch ihre Reihen getragen wird und jeder wischt sich verträumt die Augen wieder trocken. Dann beginnt wieder die unterbrochene Arbeit, nicht fröhlich und laut wie sonst. Immer noch hauchte der Tod bei uns an Bord. Am nächsten Tag starb der Minenheizer Hampe, auch ihn übergaben wir gegen Abend dem Meer. Sollte denn Gevatter Tod noch nicht genug haben? Wirklich, diese alte „Jumna“ hatten wir teuer genug bezahlen müssen. Einundzwanzig Mann, davon zehn sehr schwer verletzt, lagen noch im Lazarett. Totenstille herrschte auf unserem „Wolf“. Kein Gesang, keine Musik, kein fröhliches Gelächter, so wie wir es gewöhnt waren, schallte über das Deck. Die Verwundeten wurden jeden Tag unters Sonnensegel gebracht, um dort etwas Kühlung zu finden. Im Schiff konnte man es auch wirklich vor Hitze kaum noch aushalten. Von unseren Verwundeten ist uns Gott sei Dank keiner mehr gestorben.

Arno Trunk (Fortsetzung folgt)



Gefangene englische Offiziere der „Turritella“

## Zwei Besichtigungen auf der Heinrichshütte

Am 31. Mai besuchten siebenzig Lehrkräfte einschließlich Damen der städtischen Berufsschule Bochum unter Führung der Herren Dipl.-Ing. Leck und Klosterberg, als Stellvertreter des Direktors der Berufsschule Herrn Cramer, die Heinrichshütte, um die Werksanlagen zu besichtigen. Nach einem Rundgang durch die Betriebe, Hochöfen (einschl. Gasmotoren-Zentrale) Hammerwerk, Walzwerk und Stahlwerk beschloß eine kurze Besprechung im Vortragsraum unseres Ausbildungswesens und eine Besichtigung der Lehrwerkstatt den Gang durch die Arbeitsstätten des Werkes. Unser Ausbildungswesen ist mit der städtischen Berufsschule zu Bochum, sowohl durch die alljährlichen dort stattfindenden Facharbeiterprüfungen, als auch durch Unterrichtsfragen eng verbunden.

Zum Abendimbis bei einem kühlen Bier verweilten unsere Gäste nach dem sehr heißen Tage noch zwei Stunden im Kasino der Heinrichshütte bis zur Rückkehr nach Bochum im Sonderwagen der Straßenbahn.



Lehrpersonal der Bochumer Berufsschule



Die kaufm. Lehrlinge des Werkes Witten

Der folgende Tag brachte uns ebenfalls Gäste. Dipl.-Handelslehrer W e i ß e l, Witten, der die kaufmännischen Lehrlinge unserer sechs Konzernwerke schulisch betreut, besuchte die Heinrichshütte mit 27 Lehrlingen und Praktikanten des Werkes Witten. Daß die Herstellung der Fabrikate unseres Werkes, wie Roheisen im Hochofen, Radreifen für Eisenbahnräder usw., also Werkstoffe und Stahlerzeugnisse, die das Werk Witten nicht herstellt, besonderes Interesse der jungen Kaufleute erregte, ist selbstverständlich. Auch die Arbeitsplätze und Methoden unserer Lehrwerkstatt wurden besichtigt und erläutert. Es war erfreulich aus den Fragen zu hören, daß man mit Eifer bei der Sache war und noch erfreulicher wäre, zu erfahren, daß das Gesehene nicht nur angeregt hat, sondern auch im Gedächtnis bleibt. Ein Mittagessen im Kasino der Heinrichshütte vor der Rückfahrt nach Witten beschloß den Tag.

L i e b e t r a u

# DER RIESE ROLLT!

## Die Versetzung eines Winderhitzers in der Henrichshütte

Im Zuge des Um- und Ausbaues der einzelnen Ruhrstahl-Werke werden heute in mannigfacher Weise Neuerungen, sei es zum Zwecke der Arbeitsverbesserung, der Modernisierung oder der Mehrproduktion durchgeführt. Bei derartigen baulichen oder technischen Veränderungen oder Verbesserungen werden oft die unglaublichsten Leistungen vollbracht. So möchte ich wohl behaupten, daß die Versetzung eines Compers (Winderhitzer), wie wir es an den Pfingsttagen im Werk Henrichshütte erlebten, ein in Deutschland bestimmt seltenes, wenn nicht sogar einmaliges Ereignis war. Der Comper, ein technischer Gigant von 30 Meter Höhe, 7 Meter Durchmesser und ungefähr 85000 Kilogramm Gewicht, sollte von seinem alten Platz nach einem etwa 200 Meter entfernt gelegenen Ort transportiert werden, um auf sein neues Betonfundament, an dem viele Arbeitskameraden schon seit Wochen gearbeitet hatten, zur Speisung des neu im Bau befindlichen Hochofens III aufgesetzt werden. Welch kolossale Ausmaße dieser Riese hatte, kann eigentlich nur derjenige ganz ermessen, der Gelegenheit hatte, beim Transport selbst mit dabei gewesen zu sein. Klein wie Ameisen wirkte die Schar der Männer, die unter diesem Mammutbehälter ihre bestimmt nicht alltägliche Arbeit verrichtete. Tagelange, mühevollen, bis ins kleinste berechneten Vorarbeiten waren erforderlich, um einen glatten und gefahrlosen Transport dieses gewaltigen Kolosses zu gewährleisten. Und wir haben an dieser Stelle die beste Gelegenheit, die Arbeit all derjenigen zu ermessen, die an diesem Transport beteiligt waren und vor allen Dingen die Leistung der Männer zu würdigen, die in tage- und nachtelanger, mühevoller Arbeit dieses Problem durchdachten, jeden Armzug berechneten und dann die Theorie in die Praxis umsetzten. Manches Material, wie armdicke Drahtseile, Winden, Kräne, gewaltige Eisenträger, zwei doppelte komplette Eisenbahnschienen und vieles andere, war herbeigeschafft worden, um den gewaltigen Riesen zu bändigen. Das Interessanteste dürfte aber für alle wohl die Art des Transportes an und für sich gewesen sein, denn das Ungetüm sollte so fortbewegt werden, wie es an seiner alten Stelle gestanden hatte. Hoch aufrechtstehend ragte der große, schwarze Turm über die Dächer



Es geht los, noch sieht man seine Brüder (links)

der Werkshallen hinaus, und nachdem die Rohrleitungen der Gaszentrale durchschweißt waren, begann der Riese, auf 4 Wagen stehend, über den Schienensträngen wohl seine erste und letzte Spaziersfahrt in seinem Leben. Manche Schwierigkeiten stellten sich dem Transport noch in den Weg, die besonders durch den starken Wind am ersten Pfingsttage noch erschwert wurden. Aber alle Vorbereitungen der vergangenen Tage bewährten sich hier aufs beste. Zwei Tage dauerte der Transport, dann war es geschafft. Der Riese stand an seinem neuen Platz. Für viele war es am anderen Tag wohl ein vollkommen neues Bild, diesen

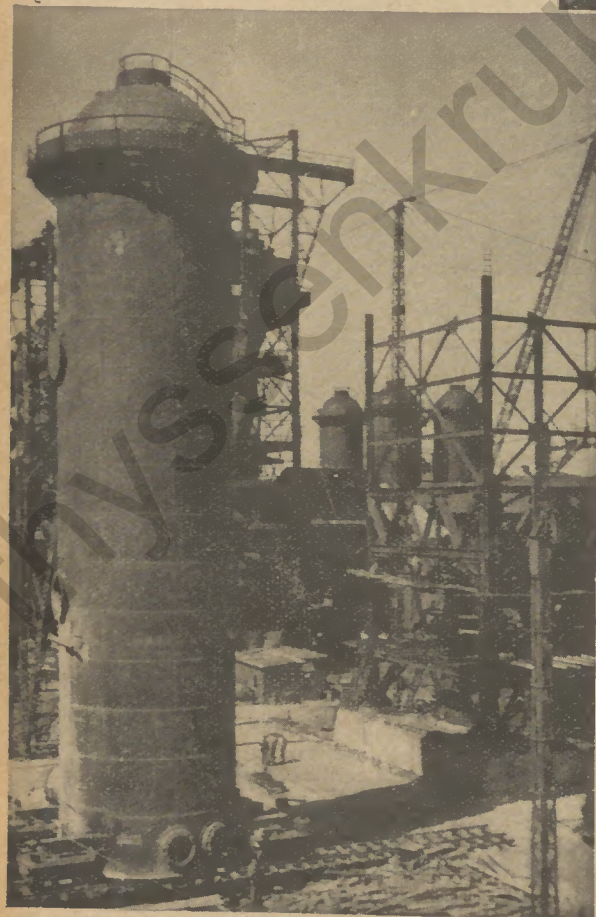


Nach fast 100 Metern Fahrt

Riesenturm weit über die Erztaschen der Hochofenanlage ragen zu sehen, und wenn wir alle noch an Märchen glauben würden, hätte man annehmen können, ein Zyklop mit Riesenkräften hätte über Nacht diesen gewaltigen Giganten an seinen neuen Platz gestellt. Somit ist weiterhin die Silhouette der ewig rauchenden, alles überragenden Hochofenanlage der Henrichshütte durch diesen riesigen Koloss um ein Weiteres verändert worden und gibt in ihrem Gesamtbild dem Werk ein noch imposanteres Gepräge.



R. Sander, Henrichshütte



Am Ziel angelangt

Kurz nach Verlassen des alten Standortes (vergl. mittleres Bild)  
Werksaufnahmen (4): Dide

# UNFALLVERHÜTUNG

## Sorge, daß du deinen Arbeitstag ohne Unfall beendest!

Die Pendelgesetze / Von Max Hufschmidt

Monteure (zu deutsch: Rüstmänner) sind bekanntlich kluge Leute, und ein Maßstab für ihre Klugheit ist die Fähigkeit, mit der sie die vorhandenen Werkzeuge und Geräte zu benutzen verstehen. Durch die Rüsthalle fährt ein Demag-Hubkran. Ein solcher Kran gestattet ein Bewegen der Lasten nur in der Fahrtrichtung, nicht quer dazu. Die anzufahrenden und wegzuschaffenden schweren Lasten, vornehmlich Maschinengrundplatten, Gehäuse und fertige Maschinen, müssen deshalb mit Rollen unterlegt und seitlich fort- und beigeschoben werden. Das ist eine recht unbequeme, nicht ungefährliche Arbeit. Deshalb haben die Rüstleute einen feinen Trick ausgefunden, durch den diese Rollarbeit ganz in Wegfall kommt. Sie lassen die angekommene Last am Kran bis nahe auf den Boden ab und bringen sie dann in Pendelschwingungen. Wenn der Ausschlag groß genug geworden ist, wird der Kran auf Senken der Last in dem Augenblick geschaltet, wenn die Last gerade senkrecht unter der Kranseile schwingt. Dann schwingt sie bis zum Ausschlagmaximum weiter und setzt sich dort glatt auf den Boden auf. Diesen interessanten Pendelverkehr übt man seit langem in der Rüsthalle und setzt auch zum Beispiel die fertigen Maschinen nach dem gleichen Verfahren in einem Schwunge wahlweise links oder rechts neben die Fahrbahn, wobei das Anheben und Senken der Last abstandslos aufeinander folgen. Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß die Rüstmänner aus freien Stücken die Befestigung der Tragschiene häufig prüfen und auch sonst dafür sorgen, daß die Pendelei keine unliebsamen Ueberraschungen bringt.

Oft hatte der Versandarbeiter Lummer (bitte, Herr Seher: „L“ wie Ludwig) den Fachleuten voll Spannung zugehört und dabei an die schweren Lasten gedacht, die er täglich zu bewegen hatte. Allerdings waren ihm die Pendelgesetze ein Buch mit sieben Siegeln, und er wußte nichts von Galilei und dessen Beobachtungen in der Kirche. Aber er hatte gut beobachtet, wie jene Kameraden verfahren, und wollte diese Beobachtung auch zu seiner Arbeit nutz und frommen angewandt wissen.

Eine schwere Kiste mit Maschinenteilen sollte verladen werden und stand etwa eineinhalb Meter seitwärts der Kranlaufseile auf zwei Hölzern. Lummer (bitte, Herr Seher) zog den „Stropp“ um die Kiste und hängte ihn sorgfältig in den seitlich entsprechend ausgeschwenkten Kranhaken. Jetzt die Schaltkette angezogen, und „risch“ schwang die Kiste unter die Kranbahnschiene und darüber hinaus auf die andere Seite. Dort stand aber Lummer dicht bei anderen Kisten und Geräten und sah mit blasser Furcht die schwere Last auf sich zukommen. Früher gelangen ihm Seitenprünge ganz gut; jetzt setzte er mit einem lauten Angstschrei zwar auch zu einem solchen an, bevor die bekannte Schrecksekunde abgelaufen war. Aber es reichte nicht mehr. Eines seiner Gehwerkzeuge wurde von der schwingenden Last gegen die Kante eines gefüllten Verschlages gestoßen und dort sehr vernehmlich gequetscht.

In unmittelbarer Nähe arbeitete der Pader Hermes. Beim ersten Angstschrei des Lummer blickte er auf und sprang dann sofort hinzu, um den zusammensinkenden Verletzten aus der gefährdrohenden Schwingungszone der Last herauszubringen. Dabei hatte er aber nicht gedacht, daß der Kranmotor weiterlief und die Last höher hob. Die Schwingungszeit eines Pendels ändert sich aber stets in gleichem Verhältnis wie die Pendellänge. Schneller als Hermes vermutet hatte, schwang die Last zurück und traf auch ihn etwa in Hüfthöhe. Heulend wälzten sich die beiden Helden am Boden, während die heimtückische Last oben am selbsttätig abgestellten Kran baumelte.

Arbeitskameraden, die die beiden Verletzten im Krankenhause besuchten, wollen gehört haben, wie der eine dem anderen zurief: „Tee ist gleich Pi mal Wurzel aus Ell durch zwei Geh“, und sie schlossen daraus, daß bei dem Unfall auch der Kopf der beiden Schaden gelitten haben müsse. Das war aber ein Irrtum.



Text und Zeichnungen Dunkel Otto



Zur Treibjagd ladet Winnibase,  
Auch ein sein'n Freund, den Dunkel Nase.  
Auf Elefanten, mit Gewehren,  
Woll'n sie den Urwald jetzt durchqueren.



Nach ein paar Stunden schwer beladen,  
Da reiten sie auf Negerpfaden.  
Von Affenherden sehr gerissen,  
Werd'n sie mit Kokosnüss' beschmissen.



Ein Schuß, es knallt, ein Affe stürzt nieder,  
Die Affen gehn zum Angriff über,  
Im Nu der Urwald ist erwacht,  
Und Nase rückt jetzt in die Schlacht.



Die Schießerei dauert 'ne Weile,  
Doch Nase denkt: „Da hilft nur Keile!“  
Ein Affe, der kaum angeraut,  
Wird von ihm übers Knie gespannt.



Mit Kraft und Schwung, man hört es  
Klimpern,  
Verjohlt er manchen Affen . . .  
Die ihre Keile schon bezogen,  
Die flogen ab in hohem Bogen.



In Flucht sie suchen nun ihr Heil,  
Und fühlen sich ihr Hinterteil.  
Der Dunkel Nase zu sich spricht:  
„Euch tut es gut, ich spür' es nicht.“

Im nächsten Heft lest kräftig weiter,  
Da wird die Sache erst mal heiter:

Vom Grab des Buddhas Brahmanotto,  
Erzählt euch euer Dunkel Otto.

# SPORT IN UNSEREN WERKEN

## Betriebsport Witten

Entgegen dem in der letzten Wertzeitschrift aufgestellten Programm für die Eröffnung des Sportappells der Betriebe am 11. Juni 1939 mußte aus organisatorischen Gründen der D.V.Z. und aus betrieblichen Gründen plötzlich eine Verschiebung bis auf unbestimmte Zeit vorgenommen werden. Inhaltlich bleibt das schon Gesagte bestehen; es ist

also nur zeitlich eine Verschiebung eingetreten. Dies bedeutet für alle Interessierten eine ausgedehnte Vorbereitungs-möglichkeit, und ihre Zahl dürfte hoffentlich größer und größer werden. Der neue Übungsplan ist wie vorgesehen mit dem 12. Juni 1939 in Kraft getreten. Ebenso ist die Umkleide- und Waschanlage auf dem Aue-Sportplatz in Betrieb genommen worden. Alle Bequemlichkeiten zu einer frisch-fröhlichen, sportlichen Tätigkeit sind gegeben. Bahlinger, Sorre

## DER GARTEN

### Etwas über Krankheitsercheinungen an Pflanzen

Wenn wir selbst ein kleines Mistbeet haben, stellen wir fest, daß eines Tages eine Reihe von Pflanzen umfällt. Der untere Teil des Stengels unmittelbar über der Wurzel ist ganz dünn geworden und sieht schwarz-braun aus. Der Fachmann sagt, die Pflanzen haben schwarze Beine.

Woran liegt das?

Die Schwarzbeinigkeit ist eine Pilzkrankheit. Es sind mehrere Pilze, die diese Krankheit verursachen. Die Pilze entwickeln sich meist auf toten Pflanzenresten. Der normale Aufenthaltsort ist der Boden. Unsere Kohlpflanzen werden von diesen Pilzen nur dann angefallen, wenn sie zu feucht stehen.

Was kann man dagegen tun?

Als erstes sollen wir den Samen beizen, und zwar mit Trockenbeize. Weiter ist es ratsam, vor der Aussaat den Boden mit Aspuln zu gießen aber nur ganz schwachprozentig. Man gießt in das Wasser nur soviel Aspuln, bis es sich leicht anfärbt und schwach riecht. Dann muß die Aussaaterde im Mistbeet möglichst sandig sein. Es darf nicht zu dicht ausgesät werden, und die Erde darf nicht zu naß sein. Wenn man das alles berücksichtigt, ist kaum mit dem Auftreten der Schwarzbeinigkeit zu rechnen.

Eine andere Erscheinung, die vielen Gartenfreunden Sorgen macht, ist die Kohlhernie. Man sagt hier vielfach, die Pflanzen haben Ausen. Mancher wagt gar nicht mehr, Kohlpflanzen zu setzen, aus Furcht vor diesem Uebel.

Um ihm zu begegnen, müssen wir allerlei über diese Krankheit wissen. Die Kohlhernie tritt an allen Kohlsorten, wie Weiß-, Rot-, Grün-, Wirsing-, Rosen- und Blumentohl, auf. Sehr häufig finden wir sie an der Kohlrabi. An Stokrüben und auch an allen anderen Kreuzblütlern, wie Rettig, Radieschen, Stoppelrüben, Raps, Senf und an diesartigen Unkräutern finden wir sehr häufig diese Knorpelknollenbildung. Als erstes Zeichen des Befalls stellt sich langsames Wachstum ein, und schließlich fangen die Pflanzen an zu welken. Nimmt man die Pflanzen nun heraus, so finden wir starke Wucherungen, die die gleiche Farbe wie die Wurzeln haben. Später werden sie dunkler, und schließlich bilden sich Faulstellen, die sich allmählich in eine breiige Masse verwandeln. Befallen werden junge wie alte Pflanzen. Auch bei dieser Erkrankung handelt es sich um einen Pilz, und zwar um einen kriechenden Schleimpilz. Er ist äußerst zäh und hält sich fünf Jahre lang, ohne einen Nährboden zu haben. Der Pilz wird vielfach von Regenwürmern, und zwar in Form von kleinen Schleimklümpchen, übertragen. Die Schleimklümpchen dringen in die Wurzeln ein und verursachen das Anschwellen in den Zellen. Wir finden diesen Schäd-

ling vorwiegend in nassen, kalkarmen und mit Jauche oder Abordnung überdüngten Boden.

Wie kann man nun diesem gefährlichen Schädling zu Leibe rücken?

Erstens: Fernhalten von seinen „Wirtspflanzen“, den Unkräutern (Kreuzblütler). Zweitens: Nicht mit ganz frischem Stallmist oder mit Jauche düngen. Drittens: Dem Boden sehr viel Kalk geben. Auf 100 Quadratmeter ein Zentner Düngekalk und den Boden oft lüften (hacken oder umgraben). Auf versauhten Boden mindestens fünf Jahre keine Kohlgewächse oder sonstige Kreuzblütler ziehen, sondern nur Gemüsesorten, die nicht von der Kohlhernie befallen werden. Vor allem die kranken Pflanzen verbrennen und nicht auf den Komposthaufen werfen. Schon beim Pflanzen darauf achten, daß man keine kranken Pflanzen setzt. Sie müssen gleich ausgeschaltet und verbrannt werden. Vorbeugen kann man, indem man in die Pflanzenlöcher vor dem Pflanzen eine 0,25prozentige Aspuln-Lösung gießt oder die Pflanzen in einen Lehmteig taucht, der je Liter 2,5 Gramm Aspuln enthält.

Ein äußerst gefährlicher Feind unserer Jungpflanzen ist der Erdfloh. Auch er bevorzugt Kohlsorten und Kreuzblütler. Kaum hat der Samen gekeimt, besonders bei heißem Wetter, so zeigen sich auf den keimenden Blättern lauter Löcher, die ineinander übergehen.

Hervorgerufen werden diese Löcher durch die Erdföhe, das sind kleine, etwa 2 Millimeter große Käferchen, die bei jeder Annäherung davonspringen. Diese Käferchen sind entweder glänzend schwarzgrün oder schwarz mit einem gelben Längsstreifen auf der Flügeldecke. Beide treten in großer Zahl nebeneinander auf und schaden den ganzen Sommer über. Sie überwintern als Käfer. Die schmutzig-weiß gefärbten Larven leben in der Erde an den Wurzeln der Kohlpflanzen, in die sie Gänge bohren oder sie befallen die Rinde. Dann verpuppen sie sich in der Erde.

Wie bekämpfen wir nun die Erdföhe?

Wie oben schon erwähnt, lieben die Käfer die Trockenheit. Durch dauerndes Feuchthalten der Beete kann man sie daher fernhalten. Um ein längeres Feuchthalten der Beete zu ermöglichen, deckt man die Beete mit einer leichten Schicht Torfmüll ab. Auch hat sich das Bestreuen der Beete mit Tabakstaub, Holzasche, Ruß und Thomasmehl gut bewährt. Sind jedoch die Erdföhe schon stark aufgetreten, so vernichtet man sie durch Besprühen mit Arsenmitteln oder Nikotinbrühen oder aber mit dem fertigen Erdföhe-mittel „Defalit“. Als fertige Streupräparate sind zu empfehlen: Parasidol-Erdföhepulver, Pomona-Staubmittel und andere mehr. Man kann sich auch selbst eine leichte Falle für Erdföhe machen. Man nimmt ein Brett, so lang, wie das Beet breit ist, bestreicht es mit gutem Leim und geht damit dicht über die jungen Pflanzen. Die Erdföhe springen hoch und bleiben dann an dem Leim haften. Um ein Ubergreifen auf den ganzen Garten zu verhüten, muß man den Garten stets unkrautfrei halten.

Das nächstmal unterhalten wir uns über Blattläuse, Drahtwürmer, Wühlmäuse und Schnecken.

## DIE ECKE DES SCHACHSPIELERS

### Das Rieseritzgambit

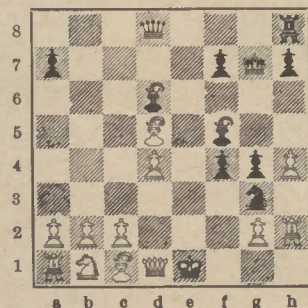
Weiß: Rosanes Schwarz: Anderssen

1. e2 — e4 e7 — e5
2. f2 — f4 e5 : f4
3. Sg1 — f3 g7 — g5
4. h2 — h4 g5 — g4
5. Sf3 — e5 Sg8 — f6
6. Lf1 — c4 d7 — d5
7. e4 : d5 Lf8 — d6
8. d2 — d4 Sf6 — h5
9. Lc4 — b5 + c7 — c6
10. d5 : c6 b7 : c6
11. Se5 : c6 Sb8 : c6
12. Lb5 : c6 + Ke8 — f8
13. Lc6 : a8 Sh5 — g3

14. Th1 — h2. Hier ist Ke1 — f2 der bessere Zug; jedoch auch in diesem Falle muß Schwarz gewinnen.

14. — — — — Lc8 — f5
15. La8 — d5 Kf8 — g7.

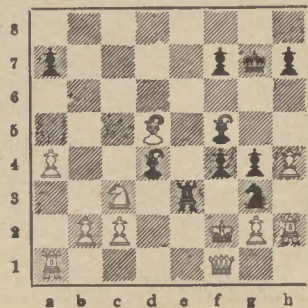
Dieser schöne Zug entscheidet, indem jetzt Th8 — e8 + geschehen kann. Der Sinn des Turmopfers leuchtet nunmehr ein.



16. Sb1 — c3 Th8 — e8 +
17. Ke1 — f2 Dd8 — b6.
- Schwarz droht, Ld6 — e5 zu spielen
18. Sc3 — a4. Weiß hat keine genügende Verteidigung mehr.
18. — — — — Db6 — a6

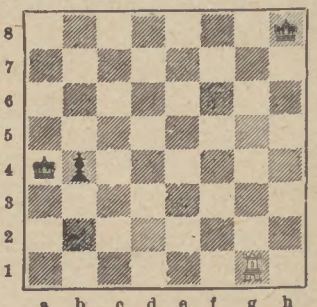
19. Sa4 — c3. Nur eine scheinbare Rettung gewährt 19. c2 — c4, Da6 : a4, 20. Dd1 : a4 (Besser wäre noch Lc1 — d2) Te8 — e2 +, 21. Kf2 — g1, Te2 — e1 + und matt im nächsten Zuge.

19. — — — — Ld6 — e5
20. a2 — a4. Schwarz kündigt matt in vier Zügen an.
20. — — — — Da6 — f1 +
21. Dd1 : f1 Le5 : d4 +
22. Lc1 — e3 Te8 : e3



In dieser Stellung kann Weiß das Matt im nächsten Zuge nicht mehr verhindern. Der Schluß ist ein kunstreiches Problem. Die ganze Partie gehört zu den schönsten, die Anderssen gespielt hat.

Aufgabe:



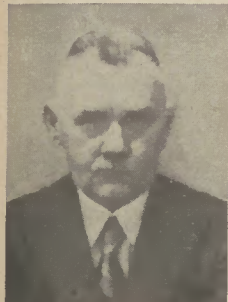
Kann Weiß gewinnen?

# KLEINE MITTEILUNGEN

## Unsere Jubilare

### Gussstahlwerk Witten

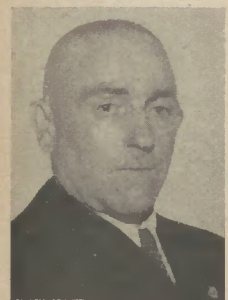
Auf eine vierzigjährige Tätigkeit konnte zurückblicken:



Emil Rosendahl, Dreher, B. W. I., am 31. Mai 1939

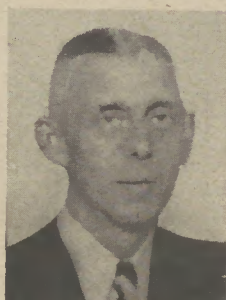
### Henrichshütte Hattingen

Auf eine fünfundzwanzigjährige Tätigkeit konnten zurückblicken:



**Links:**  
Meister  
Peter Arnold,  
Masch.-Betrieb,  
am 1. Juni 1939

**Rechts:**  
Vorfassulator  
Hugo Buchmann,  
Prehwerk,  
am 27. Mai 1939



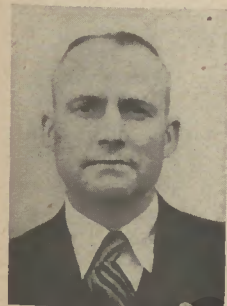
**Links:**  
Schlosser  
August Sahnau,  
Masch.-Werkstatt,  
am 1. Juni 1939

**Rechts:**  
Mag Schnorbus,  
Koferei,  
am 26. Mai 1939



### Annener Gussstahlwerk

Auf eine fünfundzwanzigjährige Tätigkeit konnten zurückblicken:



**Links:**  
Borarbeiter  
Paul Klaus,  
Formerei V,  
am 16. Mai 1939

**Rechts:**  
Dreher  
Otto Wenderoth,  
am 2. Juni 1939



## Abgeschlossen

### Gussstahlwerk Witten

|                  |                  |           |
|------------------|------------------|-----------|
| Artur Aufermann  | Elektro          | 20. 5. 39 |
| Karl Rasche      | Stahlwerk        | 27. 5. 39 |
| Gustav Schilbe   | Bearb.-Werkst. 2 | 17. 5. 39 |
| Josef Schäfer    | Zurichterei      | 2. 6. 39  |
| Karl Wupper      | Bearb.-Werkst. 3 | 26. 5. 39 |
| Hans Freienstein | Bearb.-Werkst. 4 | 10. 6. 39 |

### Henrichshütte Hattingen

|                |                   |           |
|----------------|-------------------|-----------|
| Anton Wyfiat   | Gaszentrale       | 31. 5. 39 |
| Helmuth Simmes | Stahlformgießerei | 27. 5. 39 |
| Heinz Siepmann | Bauabteilung      | 26. 5. 39 |

|                   |                 |           |
|-------------------|-----------------|-----------|
| Ernst Große-Jäger | Eisenbahn       | 31. 5. 39 |
| Gustav Dombrowski | Konstr.-Werkst. | 27. 5. 39 |
| Heinrich Schwager | Bearb.-Werkst.  | 25. 5. 39 |
| Hans Deters       |                 | 1. 6. 39  |

### Gussstahlwerke Gelsenkirchen

|               |                 |           |
|---------------|-----------------|-----------|
| Karl Feit     | Bearb.-Werkst.  | 25. 5. 39 |
| Hugo Borchert | Stahlgießerei 1 | 2. 6. 39  |

### Stahlwerk Krieger

|             |                               |          |
|-------------|-------------------------------|----------|
| Hans Borges | Instandsetzungs-<br>werkstatt | 1. 6. 39 |
|-------------|-------------------------------|----------|

### Annener Gussstahlwerk

|                  |             |           |
|------------------|-------------|-----------|
| Albert Kleffmann | Schreinerei | 30. 5. 39 |
|------------------|-------------|-----------|

### Presswerke Brackwede

|                                      |             |           |
|--------------------------------------|-------------|-----------|
| Martha Brunemeier<br>geb. Mensendief | Betrieb III | 26. 5. 39 |
| Walter Gaffel                        | Betrieb III | 26. 5. 39 |

## Geburten

### Gussstahlwerk Witten

Ein Sohn:

|                  |                 |           |           |
|------------------|-----------------|-----------|-----------|
| Karl Kurreck     | Bergüterei      | 2. 6. 39  | Günter    |
| Ignaz Jagoda     | Elektro         | 3. 6. 39  | Friedhelm |
| August Oldenburg | Zur. Blochstr.  | 5. 6. 49  | Horst     |
| Helmuth Reich    | Elektro         | 3. 6. 39  | Helmuth   |
| Michael Dubicki  | Schmiedewerkst. | 11. 6. 39 | Hans      |
| Josef Gorzinski  | Zur. Blochstr.  | 12. 6. 39 | Helmuth   |
| Josef Gorzinski  | Zur. Blochstr.  | 12. 6. 39 | Herbert   |

Eine Tochter:

|                  |              |           |        |
|------------------|--------------|-----------|--------|
| Adolf Berger     | Bauabteilung | 3. 6. 39  | Ursula |
| Eduard Marciniak | Zimmerei     | 12. 6. 39 | Ingrid |

### Henrichshütte Hattingen

Ein Sohn:

|                    |                   |           |              |
|--------------------|-------------------|-----------|--------------|
| Heinz Schilling    | Eisengießerei     | 31. 5. 39 | Siegfried    |
| Adolf Hagenschulte | Stahlformgießerei | 15. 5. 39 | Adolf        |
| Franz Duda         | Koferei           | 30. 5. 39 | Werner       |
| Otto Hollasch      |                   | 22. 4. 39 | Heinz-Jochen |

Eine Tochter:

|                     |                |           |          |
|---------------------|----------------|-----------|----------|
| Theodor Dyczewski   | Kümpelbau      | 28. 5. 39 | Agnes    |
| Heinrich Horkmann   | Bearb.-Werkst. | 4. 6. 39  | Ellen    |
| Philipp Burthardt   | Walzwerk       | 5. 6. 39  | Barbel   |
| Friedrich Bernhardt | Stahlwerk      | 31. 5. 39 | Ruth     |
| Erich Hammacher     | Eisenbahn      | 8. 6. 39  | Edelgard |

### Gussstahlwerke Gelsenkirchen

Ein Sohn:

|                |                   |           |        |
|----------------|-------------------|-----------|--------|
| Ewald Klingler | Bearb.-Werkst.    | 28. 5. 39 | Jürgen |
| Hans Wolft     | Radfabrik         | 31. 5. 39 | Hans   |
| Erich Berlin   | Elektro-Werkstatt | 6. 6. 39  | Werner |

Eine Tochter:

|                 |                     |           |           |
|-----------------|---------------------|-----------|-----------|
| Hans Thymel     | Stahlgießerei 1     | 21. 5. 39 | Helma     |
| Paul Neumann    | Bearb.-Werkst.      | 24. 5. 39 | Edeltraud |
| Josef Schneider | Trichterwerkstatt 2 | 6. 6. 39  | Helga     |

### Stahlwerk Krieger

Eine Tochter:

|                  |                |           |                    |
|------------------|----------------|-----------|--------------------|
| Wilhelm van Beek | Bearb.-Werkst. | 31. 5. 39 | Barbara Wilhelmine |
| August van Holt  | Bearb.-Werkst. | 4. 6. 39  | Anna Maria         |

### Annener Gussstahlwerk

Ein Sohn:

|                        |                  |           |               |
|------------------------|------------------|-----------|---------------|
| Wilhelm Bürgel         | Formerei 3       | 24. 5. 39 | Gerd-Wolfgang |
| Walter Riemenschneider | Sandstrahlgebl.  | 30. 5. 39 | Dieter        |
| Emil Heermann          | Rußerei 3        | 3. 6. 39  | Horst-Günter  |
| August Nies            | Bearb.-Werkst. 2 | 4. 6. 39  | Dieter        |
| Artur Schlud           | Bearb.-Werkst. 2 | 4. 6. 39  | Manfred       |

Eine Tochter:

|                  |                  |          |                 |
|------------------|------------------|----------|-----------------|
| Wilhelm Kusenber | Bearb.-Werkst. 2 | 2. 6. 39 | Eva-Maria       |
| Richard Neuhaus  | Formerei 3       | 4. 6. 39 | Christa-Juliane |

## Sterbefälle

### Annener Gussstahlwerk:

|               |            |           |
|---------------|------------|-----------|
| Josef Lapatke | Borpußerei | 28. 5. 39 |
|---------------|------------|-----------|

### Dankagung

Für die mir anlässlich meines fünfundzwanzigjährigen Dienstjubiläums erwiesenen Aufmerksamkeiten sage ich allen Beteiligten herzlichen Dank.  
Henrichshütte, den 2. Juni 1939.

Mag Schnorbus, Abt. Koferei



018790/76

Aufn: Hafzler (6) Bleckmann (2)

*Sommerfreuden – Wasserfreuden*

*im Ruhrtal und im Bergischen Land*